PETRICH,

ROMANTISCHER STIL.








SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

4/—
Porter – 20

PETRICH,

DER

ROMANTISCHE STIL.

DREI KAPITEL

VOM

ROMANTISCHEN STIL.

EIN BEITRAG
ZUR CHARAKTERISTIK DER ROMANTISCHEN SCHULE,
IHRER SPRACHE UND DICHTUNG, MIT VORWIEGENDER
RÜCKSICHT AUF LUDWIG TIECK

VON

HERMANN PETRICH,
ORDENTL. LEHRER AM KÖNIGL. UND GRÖNINGSCHEN GYMNASIUM ZU STARGARD
IN POMMERN.

Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs. Novalis II. 94.

I. DIE BILDLICHKEIT, II. DER ARCHAISMUS, III. DIE MYSTIK
DES ROMANTISCHEN STILS.

LEIPZIG.
VERLAG VON R. JENNE.
1878.

BURDACH

HERRN

PROFESSOR DR. G. LOTHHOLZ,

DIREKTOR DES KÖNIGL. UND GRÖNINGSCHEN GYMNASIUMS
ZU STARGARD IN POMMERN

in herzlicher und dankbarer Verehrung

gewidmet.

VORWORT.

Nicht mit dem Hochgefül des Baumeifters, der wolgefällig das vollendete Werk mit feinen Plänen und Riffen vergleicht, fondern zur Not mit der Handlanger-Befriedigung, für gefchicktere Hände vielleicht einige passliche Steine zufammengetragen und abgefchichtet zu haben, fieht der Verfaffer die Ausarbeitungen feiner Mufseftunden jetzt im Druck vor fich liegen. Täten es nicht fchon perfönliche Erwägungen, fo würde die Sache felbft ihn zu diefem Geftändnis zwingen. Denn der hier behandelte Gegenftand gehört zu denjenigen, welche durch ihre eigne Natur dazu verurteilt find, niemals ganz fertig zu werden, welche, treten fie in dem Gewande eines Buches auf, das «kann fortgefetzt, kann ergänzt werden» überall unfichtbar am Rande tragen. Ift doch im Grunde jede ftiliftifche Unterfuchung folch ein Unendliches.

Zu diefem Gefichtspunkt, deffen freundliche Berückfichtigung fich das Schriftchen von feinen Lefern erbitten muss, gefellt fich noch ein anderer nicht minder wichtiger.

Die angewandte Stiliſtik hat mit der Statiſtik nicht nur die Mehrzal der Buchſtaben gemein. Von dem ſcheinbar mechaniſchſten Geſchäft des Zälens und Vergleichens äuſserer Erſcheinungen erheben ſich beide zur Wiſſenſchaft geiſtiger und ſittlicher Mächte und zur Kunſt der Portraitirung geiſtiger und ſittlicher Perſönlichkeiten. Man überſchätze deshalb nicht die einzelne Angabe weder dort noch hier: ſie iſt nicht das Ziel, ſondern nur der Weg, auf dem wir zu ihm gelangen; Ein Baum macht noch keinen Wald, Eine noch ſo auffallende Spracheigenheit keinen Stil. Man unterſchätze ſie aber auch nicht: in der Summe zält auch der einzelne Poſten mit, aus den für ſich allein unbedeutenden Liebhabereien der Darſtellung ſetzt ſich der Stilcharakter zuſammen. Dürfte das Einzelne als gleichgültig bei Seite geſchoben werden, das Urteil wäre hier doppelt wolfeil, wo es ſo oft ſich nur um ein «mehr oder minder» handelt, wo ſo oft, dem innerſten Weſen der Romantik entſprechend, Andeutungen, Wünſche und Raiſonnements die Stelle handgreiflicher Beiſpiele und lebendiger Taten übernehmen müſſen. Wird die einzelne Erſcheinung dagegen, im Zuſammenhang des Ganzen gewogen, dennoch nicht probehaltig erfunden, gut, dann hat ſie ihr Recht verwirkt und der Verfaſſer muss ſeinen Fehlgriff bekennen.

Die möglichſt unmittelbare und wörtliche Anlehnung an die Quellen ſchien zur fortlaufenden Kontrole des Urteils ſelbſt da erforderlich, wo ſie den einheitlichen Fluss der Rede zerreiſsen musste. Möge der Leſer ſich durch den Gewinn für die Einbuſse entſchädigt halten.

Dass der Verfaſſer bei den vielfachen Zalen der Citate durch widerholte Vergleichung alle mögliche Vorſicht angewandt hat, verſteht ſich wol von ſelbſt; doch würde er ſich bei der Leichtigkeit eines Verſehens wenig wundern, wenn trotzdem ein oder das andre räudige Schaf unter der Herde entdeckt werden ſollte.

Zum Schluss kann ich nicht den Dank unterdrücken, den ich meinem Freunde, dem Verleger dieſer Schrift, für die gefällige Ausstattung derſelben ſowie für ſeinen ſtets bereiten Beirat ſchuldig bin.

Stargard in Pommern
im Januar 1878.

Hermann Petrich.

INHALT.

Stils wird andrerſeits erreicht (B) durch die muſikaliſche Verinnerlichung der Sprache; überall in der Romantik begegnen wir muſikaliſchen Neigungen. — ¶ 44. (a) Die Muſik des Wortes zeigt ſich (α) in der einſeitigen Ausbildung des klingenden Sprachmaterials, der Vokale, wobei das Italieniſche und Spaniſche als Vorbild diente. — ¶ 45. Romantiſche Behandlung des Reims und Echos. — ¶ 46. Die romantiſche Aſſonanz. — ¶ 47. Sodann erſcheint die Muſik der romantiſchen Sprache (β) in der einſeitigen Ausbildung des Rhythmus. — ¶ 48. Aber die Muſik des Wortes wird (b) zur Muſik des Gedankens und damit zur Selbſtauflöſung des poetiſchen Kunſtgeſetzes.

Verzeichnis der Abkürzungen

in den

Anmerkungen und Citaten.

(A) bedeutet dass das betreffende Wort in der Assonanz steht.

Abd. „ Tiecks «Abdallah. Eine Erzälung. 1792». Schriften VIII. 1 ff.

Abr. Ton. „ Tiecks «Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli; eine Autobiographie in drei Abschnitten. 1798». Schriften IX. 243 ff.

Ad. u. E. „ Tiecks «Adalbert und Emma»; jetzt «Das grüne Band. Eine Erzälung. 1792». Schriften VIII. 279 ff.

Al. „ Fr. Schlegels «Alarkos. Ein Trauerspiel in zwei Aufzügen. 1802». Sämmtl. Werke IX. 193 ff.

Ath. „ «Athenäum. Eine Zeitschrift von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel.» 3 Bde. Berlin 1798. 1799. 1800.

Aut. „ Tiecks «Der Autor. Ein Fastnachtsschwank. 1800». Früher «Der neue Hercules am Scheidewege». Schriften XIII. 267 ff.

Blaub. „ Tiecks «Der Blaubart. Ein Märchen in fünf Akten. 1796». Schriften V. 7 ff.

bl. Eck. „ Tiecks «Der blonde Eckbert. 1796». Schriften IV. 144.

Caroline „ «Caroline. Briefe . . . Herausgegeben von Waitz.» 2 Bde. Leipzig 1871.

Ebd. „ Ebenda.

Eur. „ Novalis' «Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment. (Geschrieben im Jahre 1799)». Schriften (vierte Aufl.) I. 187 ff.

Frg. „ Fragment.

Gd. „ Gedicht. Die Gedichte der Gebrüder Schlegel und Novalis' nach den Gesammtausgaben. «Gedichte von L. Tieck». Tl. 1 u. 2. Dresden 1821; Tl. 3. 1823.

g. E. „ Tiecks «Der getreue Eckart und der Tannhäuser. 1799». Schriften IV. 173 ff.

geiftl. L. bedeutet Novalis' «Geiftliche Lieder» (1799). Schriften II. 15 ff.

Gen. „ Tiecks «Leben und Tod der heiligen Genoveva. Ein Trauerfpiel. 1799». Schriften II. 1. ff.

geft. K. „ Tiecks «Der geftiefelte Kater. Ein Kindermärchen in drei Akten. 1797». Schriften V. 161 ff.

Gr. „ «Deutfches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.» Leipzig 1854 ff.

H. a. d. N. „ Novalis' «Hymnen an die Nacht» (1797—1799). Schriften II. 1 ff.

Herzenserg. „ «Herzensergiefsungen eines kunftliebenden Klofterbruders von L. Tieck u. W. Wackenroder. Berlin. 1797».

Hk. „ Tiecks «Die Gefchichte von den Heymons Kindern in zwanzig altfränkifchen Bildern. 1796». Schriften XIII. 1 ff.

H. v. O. „ Novalis' «Heinrich von Ofterdingen» (1800). Schriften I. 1 ff.

j. G. „ Tiecks «Das jüngfte Gericht. Eine Vifion. 1800». Schriften IX. 339 ff.

K. v. B. „ Tiecks «Karl von Berneck. Trauerfpiel in fünf Aufzügen. 1795». Schriften XI. 1 ff.

kom. „ dass das betreffende Wort in komifchem Sinne gebraucht wird.

Krit. Schr. „ «Kritifche Schriften . . . von Ludwig Tieck. Leipzig 1848.» 2 Bde.

Lehrl. „ Novalis' «Die Lehrlinge zu Sais» (1798). Schriften II. 43 ff.

Luc. „ Fr. Schlegels «Lucinde. Ein Roman. Erfter Teil. 1799». Neue unveränderte Ausgabe. Coburg 1868.

Mag. „ Tiecks «Liebesgefchichte der fchönen Magelone und des Grafen Peter von Provence. 1796». Schriften IV. 292 ff.

Mel. „ Tiecks «Sehr wunderbare Hiftorie von der Melufina. In drei Abteilungen. 1800». Schriften XIII. 67 ff.

N. „ Novalis (Friedrich von Hardenberg) 1772 — 1801. «Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. Vierte vermehrte Auflage. Berlin. 1826.» Und «Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Ed. von Bülow. Dritter Teil. Berlin. 1846».

Nachgel. Schr. „ «Ludwig Tiecks nachgelaffene Schriften. Aus-

		wal und Nachleſe. Herausgegeben von R. Köpke. Leipzig 1855». 2 Bde.
Oct.	bedeutet	Tiecks «Kaiſer Octavianus. Ein Luſtſpiel in zwei Teilen. 1803». Schriften I. 1 ff.
Ph.	„	«Phantaſien über die Kunſt für Freunde der Kunſt. Herausgegeben von L. Tieck. Hamburg 1799.»
P. Leb.	„	Tiecks «Peter Leberecht. Eine Geſchichte one Abenteuerlichkeiten». Erſter Teil 1795. Schriften XIV. 161 ff. Zweiter Teil 1795. Schriften XV. 1 ff.
(R)	„	dass das betreffende Wort im Reim ſteht.
Rb.	„	Tiecks «Der Runenberg. 1802». Schriften IV. 214 ff.
Rk.	„	Tiecks «Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens. Eine Tragödie. 1800». Schriften II. 327 ff.
Rol.	„	Fr. Schlegels «Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik». 1809 erſchienen. Sämmtl. Werke IX. 1 ff.
ſ. o. (u.)	„	ſiehe oben (unten).
Schildb.	„	Tiecks «Denkwürdige Geſchichtschronik der Schildbürger, in zwanzig leſenswürdigen Kapiteln. 1796». Schriften IX. 1 ff.
Fr. Schl.	„	Friedrich Schlegel. 1772—1829. «Friedrich von Schlegels ſämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. Wien 1846». 15 Bde.
W. Schl.	„	Auguſt Wilhelm Schlegel. 1767—1845. «Auguſt Wilhelm von Schlegels ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking». 12 Bde. Leipzig 1846. 1847.
Schleierm.	„	Friedrich Schleiermacher. 1768 — 1834. «Aus Schleiermachers Leben. In Briefen.» 2 Bde. 2. Auflage. Berlin 1860. Bd. 3 u. 4, vorbereitet von L. Jonas, herausgegeben von W. Dilthey. Berlin 1861 und 1863.
Sh.	„	Shakeſpeare. «Shakspeares dramatiſche Werke, überſetzt von Auguſt Wilhelm Schlegel». 8 Teile. Berlin 1797—1801.
St.	„	Tiecks «Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutſche Geſchichte. 1798». Schriften XVI. 1 ff.
T.	„	Ludwig Tieck. 1773—1853. «Ludwig Tiecks Schriften.» Bd. 1—15. Berlin 1828. 1829. Bd. 16—28. Berlin 1843—1854.
u. o. (ö.)	„	und oft (öfter).
u. ſ. o.	„	und ſehr oft.
verk. W.	„	Tiecks «Die verkehrte Welt. Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. 1798». Schriften V. 283 ff.

Wackenr.	bedeutet	Wilhelm Heinr. Wackenroder. 1773—1798.
W. d. Blaub.	„	Tiecks «Die ſieben Weiber des Blaubart. Eine Familiengeſchichte von L. T. 1797». Schriften IX. 83 ff.
W. Lov.	„	Tiecks «William Lovell». 2 Tle. 1795. 1796. Schriften VI. u. VII.
Z.	„	Tiecks «Prinz Zerbino oder die Reiſe nach dem guten Geſchmack. Ein deutſches Luſtſpiel in ſechs Aufzügen. 1796. 1797. 1798». Schriften X. 1 ff.

Berichtigungen.

Eine Anzal leider überſehener, teilweiſe recht auffälliger Inkonſequenzen der Rechtſchreibung, welche jedoch das Verſtändnis nicht beeinträchtigen (Seite 39, Zeile 13 v. o. lies tue, Seite 101, Zeile 2 v. o. lies Mine, Seite 111, Zeile 21 v. o. lies Kombination u. dergl. m.) dürfen hier wol ein für alle Mal der Nachſicht des Leſers empfohlen werden. Auſserdem ſind folgende Fehler bemerkt worden:

Seite	15,	Zeile	6	v. o.	lies	noch	ſtatt	nocht.
„	21,	„	3	„	„	bei Fr. Schl.	„	bei. Fr. Schl.
„	50,	„	4	„	„	leſenswürdigen	„	leſenswerten.
„	70,	„	8	„	„	133.	„	113.
„	113,	„	11	„	„	Synkonſtruktion	„	Symkonſtr.

EINLEITUNG.

Es ift ein durchgehendes Gefetz alles gefchichtlichen Fortfchritts, dass eine Kulturperiode erft dann ihre Beftimmung ganz ausgelebt, ihre Endfchaft völlig erreicht hat, wenn fie, bei der äufserften Konfequenz anlangend, durch Vereinfeitigung ihre anfängliche Berechtigung in das Gegenteil verkehrt hat. Denn erft dann vermag die entgegengefetzte Strömung zur Geltung zu kommen, die bleibenden Früchte der vergangenen Epoche unter Dach zu bringen, ihren eignen Lebensberuf zu erfüllen und endlich in ihrer Ausartung einem neuen Entwickelungstriebe Raum zu geben. Der Übergang von einer Bildungsftufe zur andern ift demnach immer ein fliefsender — beide Elemente teilen fich in die Herrfchaft — aber auch ein um fo intereffanterer, weil die ablaufende Zeit mit einer Rückfichtslofigkeit das letzte Wort auszufprechen wagt, welche die fcharfen Umriffe ihrer Phyfiognomie jedem klar in die Augen fpringen lässt.

Seit dem Anfang diefes Jarhunderts hat unfer Volk eine folche Wandlung durchzumachen gehabt, eine Wandlung aus dem vereinfeitigten Idealismus zu einem erftarkenden Realismus, welcher in unfern Tagen auf einem Gebiete wenigftens das lange erftrebte, ehrenwerte Ziel erreicht hat. Genau um die Wende des

Jarhunderts war es, als die idealistische Sommerglut jener Kulturströmung, welche die goldnen Früchte unsrer klassischen Dichtung zur Reife brachte, in der romantischen Schule über sich selbst hinaus zu ihrer schreiendsten Konsequenz stieg. Der klaffende Zwiespalt zwischen dem Ideal und dem Leben rottete eine Anzal verwegner Geister zu einer revolutionären Erhebung zusammen, welche mit allen Mitteln künstlerischen und journalistischen Terrorismus die Welt der Wirklichkeit einem phantastisch ausgehölten Traumgespenst zu unterjochen trachtete.

Eine literarische Krankheitsgeschichte also ist die Geschichte der romantischen Poesie. Doch deshalb des Studiums nicht etwa unwert. «Krankheiten sind gewis ein höchst wichtiger Gegenstand der Menschheit», schreibt Novalis. Das gilt nicht nur von Störungen des physischen Wolbefindens, sondern auch von Kulturverirrungen. In den Krankenstuben wird die Kraft der Gesundheit geboren. Der romantische Paroxysmus birgt Lebenskeime in seinem Schofs, denen ganze Wissenschaften, wie die Geschichte unsrer Literatur und Sprache, ihre Entstehung, denen unsre gesammte neuere Kunst und Kultur fortdauernde Anregungen verdanken. Nachdem er gleich seinem politischen Vorgänger drei Jare lang, von 1798—1801, gewärt hatte, hinterliefs er die wolbegründete Erkenntnis, dass aus einer Sackgasse nur eine Umkehr, kein Fortschritt heraushelfe. Die Glieder des romantischen Bundes haben trotz mancher neuen Verirrungen doch in der Folge selbst wesentlich dazu beigetragen, eine Aussönung des künstlerischen Schaffens unsers Volkes mit seinem öffentlichen Leben herbeizufüren.

Diese tiefgreifende Bedeutung der romantischen Schule hat ihr seit Decennien das Interesse der literarischen Forschung zugefürt. Die Gesammtwerke von Gervinus und Koberstein, die kleine Monographie von Hettner

und die umfangreiche von Haym*) haben teils das allgemeine Urteil der Wissenschaft über sie festgestellt, teils in sorgfältigstem Detailstudium alle einzelnen Fäden, aus denen sich das romantische Gewebe zusammenspinnt, blosgelegt. Was die folgenden Bogen zur Sache beitragen möchten, erhebt nicht im entferntesten den Anspruch, eine Um- oder gar Neuzeichnung des Bildes zu sein, welches jene Meister der Literaturkunde von der romantischen Schule entworfen haben — im Gegenteil, die Richtigkeit desselben werden sie überall teils voraussetzen teils bestätigen und sich vielfach namentlich des trefflichen und für längere Zeit abschliessenden Haymschen Werkes als des sichersten Fürers bedienen — nur eine schärfere Ausprägung einiger Linien, deren volle Bedeutung in jenem Bilde bisher weniger zu ihrem Rechte gekommen, ist ihre Bestimmung. Es gilt, eine Richtung unsrer Literatur, welche selbst keinen höhern Masstab als den der Form kannte und denselben einseitig allen Kunstschöpfungen aufdrängte, mit demselben Masse zu messen; es gilt den Versuch, die sprachlichen Eigentümlichkeiten der romantischen Schule zu einem stilistischen Charakterbilde ihres Wesens zusammenzufassen.

Aber unternehmen wir denn damit nicht etwas Unmögliches? Lässt sich überhaupt von einem romantischen Stil, von dem Stil einer Genossenschaft reden, welche bei vielen gemeinsamen Zielen doch so viele verschiedene

*) G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Lpz. 1842. Bd. V. S. 569 ff. — A. Koberstein, Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, fünfte umgearbeitete Aufl. von K. Bartsch. Lpz. 1873. Bd. IV. S. 543 ff. — H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller. Braunschw. 1850. — R. Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berl. 1870. Letzteres Werk für uns besonders wertvoll, da es vielfach auf ungedruckte Quellen zurückgeht.

Wege einſchlug? Die ganze folgende Schrift muss verſuchen, ob ſie dieſe Frage zu bejahen im Stande iſt. Nur über den allgemeinen Geſichtspunkt iſt ſchon die Einleitung Rechenſchaft ſchuldig.

Auch den Vätern der Romantik ſchwebte offenbar das Bewusstſein einer gemeinſamen Schreibart als eines anzuſtrebenden Ideals vor der Seele. Friedrich Schlegel, der ſich mit Hardenberg in die Prophetenwürde des literariſchen Freiſtats teilt, erklärt ausdrücklich*) Tiecks Stil im Sternbald für «romantiſch» und ſchreibt ein andermal an ſeinen Bruder**) von deſſen und ſeiner eignen Darſtellung, daſs «auch die Manieren der Schreibart ſich mehr und mehr in den einen und unteilbaren Stil verklären». Änlichen Andeutungen begegnen wir auch bei den übrigen Genoſſen. Aber die Stellung zu dieſem Ideal iſt freilich bei jedem eine andre. In ſeiner nächſten Nachbarſchaft ſehen wir Ludwig Tieck. Wie einſt Klopſtock von den Schweizern, ſo wurde Tieck von den Schlegels als der romantiſche Meſſias ausgerufen, als derjenige, deſſen Dichtung nach Inhalt und Form das romantiſche Weſen am authentiſchſten zum Ausdruck brächte. Tieck erhält deshalb auch in unſrer Darſtellung den Ehrenplatz. Ihm zunächſt, dem romantiſchen Stilideal wenig ferner, ſteht das Freundespar Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg, beide nicht nur Dichter, ſondern auch Philoſophen, beide durch überraſchende Aperçüs das Dämmerlicht romantiſcher Spracheigenheiten erleuchtend und durchbrechend. Mit küler Ruhe ſodann, aber nicht one ſympathiſches Verſtändnis verwaltet Wilhelm Schlegel das Amt des Schulkritikers; ihm werden wir ſtets am meiſten zu glauben geneigt ſein, wo es ſich um einen klaren Spruch

*) In einem bei Haym a. a. O. S. 894 verwerteten Brf. — **) Gleichfalls bei Haym S. 686, Anm. aus dem Mſcr. citirt.

über die zu Tage tretenden Erscheinungen handelt, da dieselben weder sein Urteil noch seine Sprache zu beirren im Stande gewesen sind. Den äufseren Kreis endlich schliefsen Friedrich Schleiermacher, Schelling und die Frauen, Caroline, des älteren, und Dorothea, des jüngeren Schlegel Gattin; nur hin und wider fallen sie in das Concert ein, um bei der einen oder andern Gelegenheit über diese oder jene romantische Stilerscheinung ihre Stimme abzugeben.

Und welches ist nun, falls sich ein zusammenfassendes Bild davon geben lässt, der wesentliche Charakterzug des romantischen Stils, wie er von den Genannten teils theoretisch teils praktisch in jener Blütezeit der Schule zwischen 1797 und 1801 etwa vertreten wird?

Die Phantasie ist die Lebensquelle jeder eigentlich romantischen Anschauung. Darin eben besteht der revolutionäre Charakter des romantischen Kunstgesetzes. Wärend der Klassicismus ein harmonisches Zusammenwirken des Verstandes und des Gefüls mit der Phantasie zur Vorausfetzung hat, reifst sich in der Romantik die letztere, der tiers état, aus diesem Organismus los und erklärt sich für die einzig rechtmäfsige Repräsentantin des ganzen Reiches der Poesie. Vom Verstande zuerst. Die Gesetze des Denkens, der logischen Verknüpfung und Schlussbildung werden nicht nur ignorirt und durch eine höhere, poetische Vorstellungsfolge aufgehoben, wie es jede dichterische Tätigkeit erheischt, sondern es wird ihnen im eigentlichen Sinne der Krieg erklärt. Der Zufall und die Bizarrerie treten an die Stelle des kausalen und finalen Zusammenhangs. «Hätten wir eine Phantastik wie eine Logik, ruft Novalis aus*), so wäre die Erfindungskunst erfunden.» Und nicht minder unterliegt der Phantasie in der Romantik das Gefül. Die

*) N. II. 150, Fr.

Lebenswarheit der poetischen Anschauung, welche durch dasselbe gewärleistet werden muss, hat keine Bedeutung für eine Geistesrichtung, welche jede Berürung mit dem wirklichen Leben flieht wie der Hypochonder die Zugluft, welche aus selbstzufriedner Traumperspective die Wirklichkeit geschichtlichen Erscheinens verachtet und belächelt.

Aus dieser frevelhaften Überhebung der Phantasie über die ihr zu notwendigen Korrectiven gesetzten Seelenkräfte ergiebt sich von selbst der pathologische Charakter der romantischen Anschauung. Die nüchterneren Naturen des Kreises, und dies sind besonders W. Schlegel und Schleiermacher, weisen widerholt auf diesen gänenden Abgrund hin. Der letztere, als er in den Lucindebriefen das «vortreffliche und einzige Werk» unter die Sterne versetzt, möchte es doch vielleicht «eine Unzüchtigkeit der Form nennen, die Phantasie so aufzuspannen und zu quälen» *); und der erstere urteilt in dem bekannten Brief an Fouqué v. J. 1806**), dass «die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müssige, träumerische Phantasie, allzusehr zum beherrschenden Bestandteil ihrer Dichtungen gemacht». Ja die Überhebung selbst offenbarte die Schwäche. Je masslöser die Phantasie aller Fesseln spottete, um so tiefer schnitten ihr dieselben ins Fleisch. Wie ein Wurm nagt an dem Mark aller Romantik die Ironie, dass der Verstand mit dem Verstande, das Gefül mit dem Gefül, der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden soll. Die überspannteste Phantasie verhüllt oft nur schlecht die reflectirteste Nüchternheit. Es ist ein ewiges Ringen der Einbildungskraft um die Alleinherrschaft und ein ewiges Unterliegen.

---

*) Vertraute Brfe. über Fr. Schlegels Lucinde. Lübeck und Leipzig 1800. S. 152. — **) W. Schlegels S. W. VIII. 144, vgl. 147.

Wenn nun der Stil nur die künstlerische Veräusserlichung des innern künstlerischen Anschauens ist, so muss jener Usurpationskampf der Phantasie, jener weltflüchtige Idealismus auch in der sprachlichen Gewandung deutlich hervortreten.

Das erste Mittel, welches die Sprache jeder künstlerischen Darstellung bietet, der schaffenden Kraft der Phantasie Ausdruck zu leihen, ist die Bildlichkeit, das Wort im allgemeinsten Sinne, wo es jede Uneigentlichkeit des Ausdrucks umfasst, genommen. Diese hat die romantische Sprachbehandlung mit jeder andern künstlerischen gemein; nur die Art und Weise, wie sie sie benutzt, kann uns ihre Eigentümlichkeit verraten.

Das zweite Mittel, welches selbst schon ein eigenartig romantisches ist, dient der reproductiven Einbildungskraft: der Archaismus. In ihm eröffnet die Phantasie des Schriftstellers auf Kosten einer früheren Sprachperiode dem Leser eine historische Perspective, welche seine Einbildungskraft aus der sinnlichen Gegenwart in die Vergangenheit zurückversetzt.

Das dritte Mittel endlich, welches die Sprache der Phantasie reicht, sich zu äussern, ist ebenfalls ein eigentümlich romantisches; wir wollen es die Mystik des Stils nennen und darin alle diejenigen Redeformen begreifen, in welchen die Sprache der Phantasie gegenüber ihre Insolvenz erklärt und bestimmt zu verstehen giebt, dass sie nicht im Stande sei, die alle Erfarung übersteigende innere Anschauung irgendwie adäquat wiederzugeben.

In allen drei Richtungen haben wir der Phantasie des romantischen Stils nachzugehn.

ERSTES KAPITEL.

DIE BILDLICHKEIT

DES

ROMANTISCHEN STILS.

Wenn alles Dichten auf einem Verdichten unſinnlicher Vorſtellungen und Empfindungen zu ſinnlichen Anſchauungen beruht, ſo hat Sinnlichkeit und Bildlichkeit des Ausdrucks als Grundgeſetz jeder dichteriſchen Darſtellung zu gelten. Der dichtende Geiſt muss das, was er kraft der Phantaſie in ſich ſelber geſtaltet hat, mit denjenigen ſprachlichen Mitteln aus ſich herausſtellen, welche den Hörer und Leſer veranlaſſen, auch in ſeiner Einbildungskraft denſelben ſinnlichen Hergang zu widerholen. Je näher ihm die Worte dieſe Widerholung legen, je unmittelbarer ſie ihn zu derſelben zwingen, deſto beſſer haben ſie ihren Zweck erfüllt, deſto richtiger ſind ſie gewält. ¶ 1.

Allein grenzenlos liegt das Reich der Anſchauungen zu den Füſsen des Dichters, und ebenſo grenzenlos bietet die Sprache ihm ihre Schätze dar. Wohin ſeine Hand greife, darüber hat niemand als das Kunſtwerk ſelbſt Rechenſchaft zu fordern. Ob er, was ſeine Phantaſie ſchaut, zur plaſtiſchen Beſtimmtheit ausbilden oder in muſikaliſche Weichheit einhüllen, ob er es durch ein einfaches Epitheton andeuten oder als maſchenreiche Allegorie ausſpannen, ob er ſich mit einem gelegentlichen Tropus begnügen oder Bild auf Bild häufend ſeine ganze Sprache zur Bilderkette machen will, dieſe

und viele andre Wege liegen ihm offen und ermöglichen eine unendliche Mannigfaltigkeit von Stil-Individualitäten. Wer die Vorliebe eines Schriftstellers für diese oder jene Richtung, welche die Bildlichkeit seines Ausdrucks einschlägt, erwiesen hat, der hat einen wichtigen Zug seiner stilistischen Physiognomie gezeichnet.

Welch Antlitz zeigt nach dieser Seite die romantische Schule?

¶ 2. Ein kurzes Wort über die Zeit vor 1797 d. h. über die Bildungsperiode der romantischen Dichter. Wie Goethe und Schiller sich zu der Sonnenhöhe ihres klassischen Idealismus nur durch eine Verleugnung ihrer naturalistischen Jugend den Weg banen konnten, so fusst die Romantik ebenfalls auf einer vielfach entgegengesetzten Vorstufe. Auch in Hinsicht des Ausdrucks und seiner Bildlichkeit. Wir können hier von andern mehr gelegentlichen und vorübergehenden Einflüssen füglich absehen; aber sämmtliche Glieder der Schule haben, bevor sie ihre engere Bundesgenossenschaft schlossen und sich zu Goethes Füsen setzten, zeitweise unter der Einwirkung des Schillerschen Geistes gestanden und bei mehren zeigen sich die Folgen dieser Einwirkung auch unverkennbar im Stil[1]). A. W. Schlegel verstand es besonders in den 1796 und 1797 verfassten und in Schillers Musenalmanach erschienenen Gedichten «Pygmalion», «Prometheus», «die entfürten Götter» u. a. die glänzende Oberfläche Schillerscher Diction, dessen mythologische, in rhetorisches

[1]) Auch bei den oben nicht Genannten ist dies vorübergehend der Fall. Wackenr. stimmt bei Holtei IV. 242 in T.s «Enthusiasmus über die Räuber und über Schiller» aus ganzer Seele ein; für N.s Schillerbegeisterung, welche auch seinen Stil beeinflusste, s. auser den in den Schriften III. 129 ff. gegebenen Briefen noch Haym 328 und 902; und dass selbst Fr. Schl. ursprünglich für Schiller schwärmte, hat Haym 887 aus ungedruckten Quellen nachgewiesen.

Pathos eingetauchte Bilderpracht meisterhaft nachzuamen [2]). In anderer Weise bildete sich der Stil des jugendlichen Tieck nach demjenigen des jungen Schiller. «Die Räuber beherrschten mein Gemüt ausschliesslich», bezeugt er selbst von jener Zeit [3]) und fügt hinzu, dass der junge Autor nocht nicht gelernt hatte, «wie man Licht und Schatten ausspart». Ist dies auch zunächst von der maslosen Grässlichkeitsmalerei, welche namentlich dem Abdallah seine Farbe gab, gemeint, so gilt es doch in gleicher Weise von der ganz diesem Zweck entsprechenden Wal der Bilder. Sie leiden alle an einer Hypersthenie der Sinnlichkeit, an einer zu grosen Handgreiflichkeit des zur Vergleichung herangezogenen Herganges. Es sind offenbar die Fussstapfen des Sturmes und Dranges, in welche Tieck auch mit der Sprache trat; glaubt man doch sogar in einzelnen Wendungen das Echo der Anthologie, der Räuber oder des Fiesko zu vernehmen. Die Lektüre orientalischer Reisebeschreibungen und Märchen kam hinzu, um die Liebe für eine bildersprühende Sprache damals in Tieck zu bestärken [4]).

Die Beispiele sind zalreich, nur folgende seien erwänt.

> «Der Schauder fasste ihm mit eiskalter Leichnamshand in den Nacken.» T. Nachgel. Schr. II. 3. — «Er warf seinen trostlosen Blick in die wüste Unendlichkeit hinaus und zog ihn langsam zurück, one nur .... eine Blume, die ihm irgendwo blühte, entdeckt zu haben.» Ebd. 5. — «Jedes Grausen stiess ihn vor sich her, übergab ihn dem benachbarten Schauder und sprang dann von ihm zurück.» T. VIII. 142, Abd.

---

[2]) Die Gedichte stehn W. Schl. I. 38 ff., vgl. dazu Haym 146. — [3]) T. VI. VI. VII. (Vorber. zur 2. Lieferung der Schr.) vgl. R. Köpke, Ludwig Tieck I. 31. — [4]) Vgl. Köpke a. a. O. 113.

— Von «zwei riefengrofsen Gerippen»: «Einzelne dunkle Haare fchweiften flatternd durch die dämmernde Finfternis und feufzten in dem külen Nachtwind .... Aus den grinfenden nackten Gebiffen drängte fich der zerfchmetterte Gefang hervor.» Ebd. 151. — «Der aufgehende Mond brach feine dämmernde Stralen durch die Bogenfenfter.» T. VIII. 286. Ad. und E.

¶ 3. Haben wir fomit bis dahin vorwiegend eine Zeit ftiliftifcher Nachamung zu verzeichnen, fo beginnt mit dem Jare 1797, mit dem Erwachen eines felbftändigen romantifchen Geiftes auch eine felbftändige Behandlung der fprachlichen Gewandung. Der Gebrauch des Bildes wird ein wefentlich anderer, ja dem bisherigen entgegengefetzter. Mit einem Worte, das Wefen der eigentümlich romantifchen Bildlichkeit befteht in einer zu geringen Sinnlichkeit. Die zur Vergleichung gewälten Erfcheinungen find nicht folche, welche von felbft den Lefer zur finnlichen Widerholung nötigen, fondern welche diefe Widerholung fliehen und oft nur eine Gefülsanung des Gemeinten verftatten. Wir ftehen hier mit beiden Füfsen auf dem Grund und Boden der Romantik.

Ein Beifpiel. «Es wollte ihn darum keiner aus feinen Träumen aufwecken, fchreibt Tieck[5]), weil fie wol wussten, dass die Liebe ein füfser Ton ift, der im Ore fchläft und wie aus einem Traum feine phantafiereiche Melodie fortredet.» Unfere Einbildungskraft geht mit dem beften Willen an die Arbeit, uns zu einer Anfchauung der romantifchen Liebe zu verhelfen. Wir geben ihr zuerft auf, die Vorftellung eines Tones in uns zu erwecken. «Sehr gerne, aber welches Tones aus der unendlichen Fülle? Die Nachtigall fingt anders als der Rabe, die Trommel klingt anders als die Flöte.»

[5]) T. IV. 295, Mag.

Wir blicken auf unſern Satz und entdecken mit Staunen keine nähere Bezeichnung, als dass er «füſs» ſein müſſe. «Welchen du willſt, nur füſs muss er ſein», beſcheiden wir die Fragerin. Dieſelbe ſpringt ſofort vom Gehör zum Geſchmack, entlehnt von ihm die Vorſtellung der Süſsigkeit und bekleidet damit etwa den Ton eines Waldhorns, der ihr allenfalls der paſſendſte zu ſein ſcheint. Zwar iſt der Einbildungskraft, welche gerne nur mit klaren Vorſtellungen zu tun hat, nicht ganz wol bei dieſer Zwangsehe verſchiedener Sinne, ſie muss bereits das Gefül ein wenig zu Hülfe rufen, welches beſſer in den Regionen unbeſtimmter Anungen zu Hauſe iſt. Doch gelingt es ihr noch, uns ein, wenn auch ſchwankendes Bild zu gewären. Aber wenn ſie damit ihr Werk getan meinte, ſo irrte ſie leider. Die Liebe iſt ein füſser Ton, «der im Ore ſchläft», leſen wir ihr weiter vor. «Im Ore ſchlafen?» Sie ſucht lange vergeblich nach einer deutlichen Anſchauung eines im Ore ſchlafenden Tones und kommt endlich zu dem Ergebnis, dass damit nur ein ſolcher gemeint ſein könne, der auf halbem Wege der Warnehmung ſtehen geblieben, nicht zur vollen Perception des Bewusstſeins gediehen iſt. Es bleibt ihr alſo nichts übrig, als die blaſſe Vorſtellung des füſsen Tons, welche ſie mühſam errungen hatte, abermals zu halbiren und noch tiefer in den Schatten des Gefüls zurückzuſtellen. Und noch nicht genug damit: der füſse Ton ſchläft nicht nur, ſondern er träumt auch und zwar laut, er redet im Traum ſeine phantaſiereiche Melodie fort. Vortrefflich! nun werden wir doch endlich vielleicht erfaren, was dieſer füſse Ton will. Aber ach, wir ſehen genauer hin — er redet ja garnicht wirklich im Traume, ſondern nur «wie aus einem Traume». Alſo auch das Träumen iſt noch nicht einmal diejenige Vorſtellung, die wir ganz haben dürfen, ſondern nur änlich derſelben darf die unſrige

ſein. Unſere Einbildungskraft wirft verzweifelnd alle im Schweiſse ihres Angeſichts zuſammengeſuchten Anſchauungen dem Gefül in den Schoſs und dieſes lässt uns wenigſtens dunkel empfinden, was der Dichter mit ſeiner Metapher von der Liebe habe ſagen wollen.

Oder haben wir vielleicht die Farben zu ſtark aufgetragen? Iſt das Beiſpiel nur ungünſtig gewält oder unſere Einbildungskraft gar unbeholfener als billig? Es unterliegt keinem Zweifel, auch bei den Romantikern werden Bilder zu finden ſein, welche eine genügend klare Anſchauung zulaſſen und auch bei andern, in keinem Verdacht der Romantik ſtehenden Dichtern werden dagegen einzelne ins Unbeſtimmte verfliefsende Metaphern vorkommen. Allein dass wir mit der obigen Ausfürung die Grundrichtung der romantiſchen Bildlichkeit im grofsen Ganzen — und darauf nur kommt es an — richtig bezeichnet haben, das ergeben deutlich die einzelnen Mittel, welche dieſen Schriftſtellern zur Abſchwächung der Sinnlichkeit ihrer Bilder dienen. Wir zälen der Reihe nach die hervorragendſten Fälle auf.

¶ 4. Erſtlich. Das Bild und Gleichnis wird garnicht aus dem Umkreis des ſinnlich Erſcheinenden, ſondern aus demjenigen des unſinnlichen Seelenlebens entnommen. Wärend das eigentliche Weſen der Bildlichkeit eine Verſinnlichung des Unſinnlichen oder eine gröſsere Sinnlichkeit des minder Sinnlichen bedingt, tritt in dieſen Beiſpielen das Umgekehrte ein; das ſchon an ſich wenig Sinnliche wird mit dem garnicht Sinnlichen verglichen und ſtatt der Einbildungskraft das Denken und Empfinden in Tätigkeit geſetzt. Es ſind auf dem Kopf ſtehende Bilder, welche, ein handgreifliches Kennzeichen reflectiver Kunſtrichtung, namentlich ſeit der Romantik in unſere neuere Dichtung eingedrungen und hier z. B. bei Lenau die tonangebenden für die ganze Bilderſprache geworden ſind.

«Dann verflog es aus ſeiner Seele wie eine ungewiſſe Andung, die zuweilen nächtlich um den Menſchen wandelt und beim Schein des Morgens ſchnell entflieht.» T. XVI. 64, St. — «Sie (die Geſtalten) entſchimmern wie Gedanken, | Die der Schlaf hinweggefacht.» Ebd. 241.

Zweitens. Die ſubjectiv und geiſtig warnehmenden Sinne werden durchweg vor denjenigen, welche objective und plaſtiſche Anſchauungen gewären, bei der Wal des Bildes bevorzugt. Das Gehör inſonderheit, welchem die Romantik auch ſonſt ein entſchiedenes Übergewicht verleiht[6]), behauptet daſſelbe über das Geſicht auch in der Bildlichkeit der Rede. Wärend auſserhalb der Romantik die nicht aus der Warnehmung des Auges gezogenen Bilder gradezu als Ausnahmen angeſehen werden müſſen[7]), ſo findet in ihr faſt das umgekehrte Verhältnis ſtatt. Die Bezeichnung «Bild», welche urſprünglich nur für das Geſicht Gültigkeit hat, leitet deshalb hier ihr Recht ebenſo nur aus einer Übertragung a potiori her, wie es bei dem Gebrauch des Wortes «Anſchauung» ſchon gewönlich iſt. Wir laſſen dem obigen Beiſpiel noch einige andere folgen. ¶ 5.

«Beſonders iſt der Geiſt des Dichters ein ewig bewegter Strom, deſſen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke ſchweigt .... Er (der Geiſt des Dichters) darf .... aus unſichtbaren Harfen nie gehörte Töne locken, auf denen Engel und zarte Geiſter hernieder gleiten und jeden Hörer als Bruder grüſsen, one dass ſich dieſer oft aus dem himmliſchen Gruſse vernimmt» u. ſ. w. T. XVI. 64, St. — «Wie ein melodiſcher Geſang, wie angeſchlagene Harfenſaiten ſind dieſe Blüten, dieſe Blätter herausgequollen.» Ebd.

---

6) S. u. ¶ 43 ff. — 7) Ganz beſonders gilt dies von Leſſing, dem Antipoden der Romantik auch in dieſem Punkt. Vgl. A. Lehmann, Forſchungen über Leſſings Sprache S. 15—16 u. die Beiſpiele.

204. — «Dieser zarte Scherz .... schaukelt sich in Wellen, Rosen, Knospen, Bildern, Bögen (des Strassburger Münsters), um den harten Stein und Felsen wie in Musik und Wollaut aufzulösen.» Ebd. 223. — «Wie holde Lauben mit Vogelgesang und Blumenranken, wie Felsentäler mit klingenden Wasserfällen, wie die Wunder ferner Welt, die oft meine Phantasie geandet hat ...., so allgenügend, so vielfach, so ganz erfüllend war mir seine Gegenwart.» Ebd. 262. — «Blumen küssen | Sich mit Tönen.» IX. 205, W. d. Bl.; vgl. IX. 350, j. G. « .... wodurch in ihnen (den Herzen der Frommen) die Melodien einwonend wurden und sich mit der dürstenden Seele küssten.» – Roderigo hatte von der Gräfin gesagt, «dass sie in Bewegungen Musik schriebe, dass jede Biegung der Gelenke ein Wollaut sei». XVI. 378, St.; vgl. ebd. 346 und Gd. I. 235 «Es schwingt sich wie Musik der Bau der Glieder». — «Da .... Eure (Mathildens) Gestalt eine himmlische Musik verkündigt.» N. I. 100, H. v. O. — Fr. Schl. rezensirt den Wilhelm Meister, als gelte es eine Symphonie: Wilhelms heisse Sehnsucht scheint «sich im Genuss ihrer eigenen Töne zu lindern und zu erquicken .... Mit diesem so harten Misslaut schliesst das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen wie ebensoviele einladende Anklänge aus der neuen Welt rasch und heftig wechseln .... Das zweite Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu widerholen .... Das Lustige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende sind im Finale wunderbar verwebt und die streitenden Stimmen tönen grell neben einander. Diese Harmonie von Dissonanzen ist noch schöner als die Musik mit der das erste Buch endigte» u. s. f. Ath. I. II. 147 ff. (= S. W. VIII, 95 ff.). — «Wie rein Gesang sich

windet | Durch wunderbarer Saitenſpiele Rauſchen ... |
So fließet mir gediegen | Die Silbermaſſe», ſpricht der
Fluss bei. Fr. Schl. IX. 131, Gd.

Drittens. Wo nun aber das Bild doch der ¶ 6.
eigentlichen Geſichtsbeobachtung entlehnt iſt,
da greift der Romantiker in der Stufenfolge, welche
die verſchiedenen Warnehmungen dieſes Sinnes bilden,
mit Vorliebe nach den zur Unbeſtimmtheit nei-
genden. Es iſt natürlich, dass durch die häufige Wider-
kehr ſchwankender Erſcheinungen, welche zunächſt aller-
dings in der Sache ſelbſt ihren Grund hat, auch dem
Stil eine eigentümliche Färbung mitgeteilt wird. Da un-
ſere Phantaſie von dem einfachen Eindruck des Blitzes,
von der Tätigkeit des Sehens, von der Handlung des
Malens und Zeichnens ſich ein verhältnismäßig deut-
liches Bild würde machen können, ſo tritt bei Tieck
das Blitzern, das Äugeln, das Hinſchatten u. dergl. an
die Stelle. Unter den Farben hat bekanntlich keine ſich
die Liebe der Romantiker ſo zu erwerben verſtanden,
wie die blaue. Natürlich! Keine verſetzt ſo wie ſie die
Phantaſie in die Unendlichkeit der Atmoſphäre hinein,
keine verſchwimmt ſo wie ſie «ins Blaue allegoriſcher
Anſpielungen» hinüber. Die «blaue Blume» iſt der
Grundton, auf den der ganze Heinrich von Oſterdingen
geſtimmt iſt; «wie ein blauer Lichtſtrom» verſinkt der
Ton in der Magelone[8]); die Flöte charakteriſirt ſich
im Zerbino ſelbſt mit den Worten[9]):

«Unſer Geiſt iſt himmelblau,
Fürt dich in die blaue Ferne,
Wir .. deuten blaue Berge, Wolken,
Lieben Himmel ſänftlich an» u. ſ. w.

Es «blitzerte mit ſüßer Gewalt | Das Lied durch
den dunkelgrünen Wald». T. X. 152, Z. — Die Sonne

[8]) T. IV. 305. — [9]) T. X. 291.

«äugelte mit glühendem Funkeln durch den dichten Wald». IV. 328, Mag. — «Das Rot der ſinkenden Sonne» «äugelte» «durch die Baumſtämme.» XVI. 36, St. — «Es äugelt die Nacht in den Buchengang hinein.» II. 117, Gen. — «Mein Gemüt ... ſchattet die Trefflichkeiten mit irdiſchen Farben hin.» XVI. 280, St. — «Jenen glänzenden Engel habe ich nur wie ein vorbeifliegendes Schimmerbild wargenommen.» Ebd. 71. — «wie flimmende Flammen.» Ebd. 249. — «Wie der fernſte Schimmerſchein | Fällt mein Name dir wol ein.» Ebd. 362. — vgl. «Funkelſchein». Ebd. 133 u. ö. — «Flimmerſchein». T. Gd. II. 78 u. 235.

¶ 7. Viertens. Ganz beſonders eigentümlich romantiſch iſt ferner die Übertragung der verſchiedenen Sinnestätigkeiten und -äuſserungen auf einander, um dadurch die Phantaſie in das Dämmerlicht geheimnisvoller Anungen zu verſetzen. Die obigen Beiſpiele von dem wie ein Lichtſtrom verſinkenden Tone und dem durch den Wald blitzernden Liede gehören ſchon mit hierher, weil in ihnen die Lebenswirkungen des Klanges in Geſichtsreize umgeſetzt werden. Allein viel häufiger iſt das Umgekehrte der Fall, entſprechend der romantiſchen Neigung, das Klare auf das weniger Klare, die Warnehmungen des Auges auf diejenigen des Ores herabzuſtimmen und womöglich alles in Muſik aufzulöſen. Im Zerbino wird dieſe Gütergemeinſchaft der Sinne ausdrücklich als das romantiſche Prinzip, als die im «Garten der Poeſie» geltende Weltordnung ausgeſprochen. Es heiſst dort[10]) von den Blumen:

«Die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede
Hat nach der Form und Farbe Zung und Rede.
Was neidiſch ſonſt der Götter Schluss getrennet,
Hat Göttin Phantaſie allhier vereint,

[10]) T. X. 251.

So dass der Klang hier ſeine Farbe kennet,
Durch jedes Blatt die ſüſse Stimme ſcheint.
Sich Farbe, Duft, Geſang Geſchwiſter nennet.
Umſchlungen all ſind alle nur ein Freund,
In ſelger Poeſie ſo feſt verbündet,
Dass jeder in dem Freund ſich ſelber findet»

— wozu Tieck dann in den Phantaſieen [11]) den proſaiſchen Kommentar liefert: «Die Mannigfaltigkeit in Blumen und Geſträuchen iſt eine willkürliche Muſik im ſchönen Wechſel, in lieber Widerholung: die Geſänge der Vögel, der Klang der Gewäſſer, das Geſchrei der Tiere iſt gleichſam wider ein Baum- und Blumengarten: die lieblichſte Freundſchaft und Liebe ſchlingt ſich in glänzenden Feſſeln um alle Geſtalten, Farben und Töne unzertrennlich . . . . Zu jeder ſchönen Darſtellung mit Farben giebt es gewis ein verbrüdertes Tonſtück, das mit dem Gemälde gemeinſchaftlich nur Eine Seele hat. Wenn dann die Melodie erklingt, ſo zucken gewis noch neue Lebensſtralen in dem Bilde auf, eine gewaltigere Kunſt ſpricht uns aus der Leinwand an und Ton und Linie und Farbe dringen in einander und vermiſchen ſich mit inbrünſtiger Freundſchaft in Eins.» Nach dieſem Prinzip erhält nun alles ſeine Muſik: Mondſchein, Düfte und Gemälde, wie umgekehrt wider von den Stralen, Düften, Geſtalten der Muſik geſprochen wird.

Sie ſangen «mit ſüſser Kehle und blieben immer im Takte mit der Muſik des Mondſcheins». T. XVI. 84, St. — «Da duften und klingen die Blumendüfte.» Ebd. 198. — Es gelang Sternbald ſogar, «die Töne der Nachtigall in ſein Gemälde hineinzubringen». Ebd. 84; vgl. 302; u. 303: «Liegt nicht in einigen (Gemälden von der heiligen Familie) unendlich viele Muſik?» —

---

[11]) Phantaſieen über die Kunſt. S. 118 u. 119.

«Dein füfses Lied beglänzt die arme Welt.» T. X. 83, Z.; vgl. ebd. 252 u. 292. —

«Der einfarbige Lichtftral des Schalles ift in ein buntes funkelndes Kunftfeuer zerfplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern.» Ph. 182. vgl. 177, 204 u. ö. — Die Mufikanten «füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an». Ebd. 175. — «Die Mufiktöne gleichen oft einem feinen flüffigen Elemente, einem klaren, fpiegelhellen Bache, wo das Auge fogar oft in den fchimmernden Tönen warzunehmen glaubt, wie fich reizende, ätherifche und erhabene Geftalten eben zufammenfügen wollen» u. f. w. Ebd. 243.

¶ 8. Fünftens. Das Unvermögen unferer Phantafie, folchen Sinneswarnehmungen zu folgen, wird noch wefentlich erhöht, wenn die Bilder in unaufhörlichem Wechfel an einander gereiht find und in einander übergreifen. Hätten wir es nur mit vereinzelten Fällen zu tun, nun, unfere Phantafie würde fich zu tröften wiffen und von den unvollziehbaren Bildern bei den finnlicheren und klareren Erholung fuchen. Umtanzen uns aber diefelben fchwankenden Erfcheinungen in ftets fich erneuendem Kreislauf, fo ermüdet am Ende auch die kräftigfte Phantafie, lässt die Flügel hängen und begnügt fich lediglich mit dem allgemeinen Eindruck. Dahin bringt es die Romantik und namentlich Fr. Schlegel mit vollem Bewusstfein. Der Stil der kleinen Wilhelmine in der Lucinde ift fein Ideal [12]). «Die Blüten aller Dinge jeglicher Art flicht Poefie in einen lichten Kranz, und fo nennt und reimt auch Wilhelmine Gegenden, Zeiten, Begebenheiten, Perfonen, Spielwerk und Speifen, alles durcheinander in romantifcher Verwirrung, foviel Worte foviel Bilder und das one alle Nebenbeftimmungen und künftlichen Über-

---

[12]) Lucinde. Neue unveränderte Ausg. Coburg 1868. S. 21.

gänge, die am Ende doch nur dem Verſtande frommen und jeden künern Schwung der Phantaſie hemmen.» Was Wunder, wenn die unglückliche Dorothea, welche ſeine Verſe ſtehenden Fuſses von dem noch feuchten Papier anzuhören hat, «unmöglich gleich den Sinn faſſen kann» und ſich dafür von ihm anfaren laſſen muss [13]). Fr. Viſcher rechnet übrigens dieſe Häufung gewagter Bilder ausdrücklich zur Katachreſe. Dieſelbe fände auch dann ſtatt, ſagt er [14]), «wenn eine üppige Phantaſie keine Grenze mehr achtet und mit Künheiten, die bei richtigem Maſs erlaubt wären, gar zu freigebig iſt, wie die romantiſche mit ihren ewigen klingenden Farben, duftenden Tönen, ſingenden Blumen u. ſ. w.»

«Die ſchwangre Zukunft rauſcht mit mächtgem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensban die Schranken;
Schau in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel! —
Da kämpf ich Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiſse jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkündge Freunden heilige Gedanken
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.»

Fr. Schl. Ath. III. 1. 3 = S.W. IX. 81.

Sechſtens. Endlich iſt auch der Fall nicht ganz unerhört, dass der Ausdruck des romantiſchen Bildes ſelbſt den etwa gemeinten ſinnlichen Vorgang nicht genügend erkennen lässt. Namentlich Fr. Schlegel lässt ſich von ſeiner dithyrambiſchen Phantaſie gelegentlich in ſolche Dunkelheiten fortreiſsen. ¶ 9.

«Noch war er nicht ganz verdorben, als im Schoſs der einſamen Wünſche ein heiliges Band der Unſchuld in ſeine Seele blitzte.» Fr. Schl. Luc. S. 64. — Auch N. II. 3, H. a. d. N.: «mit einemmale riss das Band

[13]) So berichtet Dorothea ſelbſt an Schleierm., ſ. Aus Schleierm.s Leben III. 150. — [14]) Viſcher, Äſthetik Tl. III. Abſchn. II. Heft 5. S. 1231.

der Geburt des Lichtes Feſſel» — würde ebenſo unklar ſein, wenn nicht der älteſte Text, Ath. III. II. 191 durch einen Gedankenſtrich zwiſchen «Geburt» und «des Lichtes Feſſel» das letztere als Appoſition kennzeichnete.

¶ 10. Es iſt ja war, dass die Bildlichkeit der Rede das Lebenselement jeder dichteriſchen Darſtellung iſt und dass damit das Bild auf dem Standpunkt der Poeſie aufhört, nur Bild zu ſein. Es wird in der Sphäre der Dichtung Wirklichkeit, wie es in der Sphäre der Wirklichkeit Dichtung war. Wir können deshalb dem Hardenbergſchen Fragment [15]) völlig beiſtimmen, welches ſagt, dass der Dichter alle Materialien borge «bis auf die Bilder». Allein es iſt eine jener charakteriſtiſchen Übertreibungen, welche die Anwendung dieſes Satzes bei den Romantikern erfärt. Ihrem einſeitigen Idealismus galt das Reich der Poeſie als das allein berechtigte, als «das abſolut Reelle» [16]). Die Wirklichkeit des Lebens diente demſelben nur noch einſtweilen zur Folie, bis ſie reif geworden war, darin aufzugehen. Deshalb ſchlagen ſie ſolange auf jenen Nagel, bis er auf der andern Seite der Wand wider herauskommt, bis die Warheit zur Unwarheit geworden iſt. Es kann noch ziemlich unvertänglich gedeutet werden, was A. W. Schlegel im Athenäum [17]) ſchreibt: «Im Stil des echten Dichters iſt nichts Schmuck, alles notwendige Hieroglyphe». Es ſind aber wol nur Kommentare dazu, die die Propheten der romantiſchen Doctrin, Hardenberg und Fr. Schlegel, geben. Erſterer verkündet in den Lehrlingen von Sais [18]): «Man

---

[15]) N. III. 178, Fr. — [16]) Ebd. 171. — [17]) Ath. I. II. 45 = W. Schl. VIII. 15. — [18]) N. II. 68 ff.

beſchuldigt die Dichter der Übertreibung und hält ihnen ihre bildliche, uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute . . . ; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu anden und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen untertan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht war, dass Steine und Wälder der Muſik gehorchen? . . Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte . . ? Wird für ſie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede?» u. ſ. f. Und Fr. Schlegel fügt der «Rede über die Mythologie» in der ſpäteren Bearbeitung, aber ganz im Sinne des «Geſprächs über die Poeſie» folgende Worte ein [19]): «Welch unermesslich reiche Natur-Symbolik liegt nicht in jenen Schilderungen und Gleichniſſen verhüllt, welche die Dichter aus der ſichtbaren Fülle der Natur, ſo wie ſie dem ſinnlichen Auge erſcheint, entlehnen; in jenen gewönlichen Bildern, meine ich, von rieſelnden Quellen und leuchtenden Flammen, von Blumen und Sternen, überhaupt von der grünenden Erde, ſammt allen ihren Gewächſen und Gebilden . . . . Bei dem bloſsen Gewonheitsdichter, der nur von der Oberfläche wegſingt, was ihn grade beſchäftigt, oder wie es allgemein hergebracht und üblich iſt, da iſt das alles ein leerer und eitler Schmuck, eine überflüſſige und beſchwerliche Zierat.

[19]) Fr. Schl. V. 205, eine Stelle, welche Ath. III. 1. 104 ſich noch nicht findet.

Bei dem waren Dichter aber haben alle diefe Bilder und Gleichniffe eine tiefe Bedeutung, und wol wäre es lonend und belehrend, wenn ein im Geift erhellter Naturphilofoph diefe Symbolik, welche in den Sinnbildern der Poefie verborgen liegt, hervorzöge und . . . zufammenftellte; oder . . . . ein begeifterter Naturdichter . . . . mit Bewusstfein, was er als Denker und Seher in der Natur erkannt, nun in Poefie in jenem bildlichen Frühlingsgewande ausfprechen wollte.»

Die romantifche Bildlichkeit nimmt alfo eine tiefere Bedeutung für fich in Anfpruch, als ihre Oberfläche zeigt, fie ift der ausgeftreckte Finger in eine andre geheimnisvolle Welt, welche nur dem Auge des «im Geift erhellten Naturphilofophen», des «Denkers und Sehers» fich entfchleiert. Diefe wunderbare Beziehung weiht das romantifche Bild, ja mit dem Bild die ganze romantifche Sprache zu etwas höherem ein. Denn nicht etwa nur den Ausdrücken, welche wir nach unferer bisherigen einfältigen Praxis fofort als metaphorifche erkennen würden, fondern der ganzen fprachlichen Darftellung des Romantikers liegt eine bildliche, allegorifche und fymbolifche Bedeutung, eine Anfpielung auf die Geheimniffe eines höheren Lebens zu Grunde. Das ift ein hochwichtiges romantifches Stilgefetz, dem wir zur Erfchöpfung unferes Gegenftandes notwendig näher treten müffen.

Die ganze Welt des Erfcheinenden birgt hinter ihrer Hülle eine zweite Welt, in die weder unfer Auge noch unfer Denkvermögen Zutritt hat, welche aber in wunderbarer Weife jener erften auf allen Punkten entfpricht. Beide find wie durch Pedalkoppel mit einander verbunden, fo dass jedes Berüren der einen fofort ein geheimnisvolles Mitklingen der andern hervorruft. Aber kein Verftand wird je die wunderbaren Fäden, welche von hier nach dort füren, entdecken können, nur die be-

geisterte Phantasie ant ihr Dasein und schwingt sich sicher an ihnen hinüber.

Der Punkt, an dem die romantische Anung am ¶ 11. häufigsten die Hebel ansetzt, in die neue Welt vorzudringen, ist, wenn wir unwichtigeres bei Seite lassen, die Naturphilosophie. Es sind hier durchweg die Schellingschen Gedanken, welche befruchtend in die empfängliche Seele der Romantiker fallen. Schelling hatte sich in Leipzig mit Eifer auf physikalische Studien geworfen[20]), hatte 1797 die «Ideen zur Philosophie der Natur», 1798 die Schrift «Von der Weltseele» erscheinen lassen und im Herbst desselben Jares seine Jenaer Antrittsvorlesung «von der Notwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen»[21]), gehalten. Von den Ergebnissen und der Methode der Wissenschaftslehre ausgehend entwickelte er die Identität des Gemüts und der Materie. «Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein.» Jeder Naturorganismus trägt in sich etwas symbolisches, eine Abspiegelung der Menschenseele. Hauptaufgabe der Naturphilosophie ist: die Zurückfürung aller vereinzelten Kräfte zu einer Einheit.

Diese Anschauungen in der poetisch angehauchten Darstellungsweise ihres Urhebers waren der Romantik wie auf den Leib zugeschnitten[22]).

Hardenberg, von jeher der Physik befreundet[23]), verarbeitete sie mit so begeisterter Systemlosigkeit, dass Schelling und sein Schildträger Steffens wenig erbaut waren von dem «fragmentarischen Wesen, wo man die Natur gleichsam auf witzigen Einfällen zu ertappen sucht und alles nur auf ein regelloses Zusammenhäufen solcher Einfälle hinausläuft», und schon anzüglich genug von

[20]) Aus Schellings Leben in Brfen. Lpz. 1869. Bd. I. S. 129 ff. — [21]) Steffens, Was ich erlebte. IV. 76. — [22]) Über das Verhältnis der einzelnen Romantiker zur Naturphilosophie vgl. Haym 610 ff. — [23]) N. I. XXII.

«Schlegelianismus der Naturwiſſenſchaften» ſprachen [24]). Schlegelſch war freilich das Gewand, der naturphiloſophiſche Kern aber unverkennbar Schellingſch. Hardenberg iſt leidenſchaftlich darauf verſeſſen, die Kräfte der Seele auf das Naturleben und die Erſcheinungen der Materie auf den Geiſt zu übertragen, nicht etwa nur in unſchädlicher Spielerei der Phantaſie, ſondern in der bewussten Vorausſetzung einer Uridentität beider. Aus der gegenſeitigen Befruchtung von Pſychologie und Phyſik würden beiden ungeante Erkenntniſſe erwachſen.

«Wie wenig hat man noch die Phyſik für das Gemüt und das Gemüt für die Auſsenwelt benutzt.» N. II. 100, Fr. — «Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie.» Ebd. 111. — «Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewusstſeins zu haben.» Ebd. 114. — «Die Natur hat Witz, Humor, Phantaſie u. ſ. w. Im Tierreiche war die Natur am witzigſten, hier iſt ſie durchaus humoriſtiſch. Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie.» Ebd. 115. — Ebenſo kehren die Naturgeſetze in der Pſychologie wider. Keinem fiel es bisher ein, noch neue, ungeante Kräfte in der Seele aufzuſuchen. «Wer weiſs, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorſtehen.» Ebd. 100. — «Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müssten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wol die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen.» Ebd. 121. — «Galvanismus des Geiſtes» war im Sommer 1798 ein Stichwort der Hardenbergſchen Unterhaltung. Aus Schleierm.s Leben, III. 77 und 81.

Fr. Schlegel ſelbſt, ſo ſehr er in den Dresdner

[24]) So Steffens in einem Brf. an Schelling: Aus Schellings Leben. I. 277.

Briefen die phyſiko-pſychologiſche Theorie Hardenbergs zum Gegenſtand ſeiner Kapriolen macht, konnte ſich doch nicht dem naturphiloſophiſchen Anſteckungsſtoff, welcher nun einmal die Romantik ergriffen hatte, entziehen. Er benutzt die vortreffliche Gelegenheit in Dresden, wo er mit Wilhelm und Caroline, mit Hardenberg, Schelling und Gries zuſammentraf[25]), um «doch dieſe Wiſſenſchaft eben auch zu lernen» und meint, da er ſchon Hefte zur Phyſik habe, werde er auch bald eine Phyſik haben[26]). — In dem «Geſpräch über die Poeſie» von 1799 ſetzt er dann, wie wir unten ſehen werden, die neue Naturphiloſophie in Fluss, um die Mühlen des romantiſchen Dichters der Zukunft zu treiben.

Änlich iſt dann auch das Verhältnis W. Schlegels und Tiecks zur Naturphiloſophie. Beide wiſſen ſich zwar frei von eigentlich philoſophiſchen Intereſſen, aber beide erklären die Schellingſchen Ideen für gute Priſe der romantiſchen Poeſie. Der erſtere ſieht in ihnen das beſte Mittel, dem lang dauernden «Depoetiſationsprozess» Einhalt zu tun und endlich einmal Luft, Feuer, Waſſer, Erde wider zu poetiſiren[27]); und der andere fürt dieſe Abſicht durch die Tat aus, indem er ſich im getreuen Eckart und im Runenberg in die dämoniſchen Beziehungen des Natur- und Gebirgslebens zum menſchlichen Gemüt verſenkt. Dieſe allgemeine Umſetzung der philoſophiſchen Paragraphen in poetiſche Anſchauungen musste endlich auch auf ihren Erzeuger ſelbſt zurückwirken. Schelling ſelbſt fing an, poetiſche Formen für ſeine Gedanken zu benutzen. «Er hat, ſchreibt Caroline im Mai 1801 an

---

[25]) Über dies romantiſche Stelldichein ſ. Aus dem Leben von J. D. Gries (als Handſchrift gedruckt) 1855. S. 25 ff. — [26]) Aus Schleierm.s Leben III. 88. — [27]) In einem Brf. an Schleierm. Aus Schleierm.s Leben III. 182.

ihren Gatten[28]), eine unzälige Menge folcher kleinen Gedichte, worin die Naturphilofophie und fein Gemüt innig verwebt find.»

¶ 12. Wenn nun die romantifche Poefie die Darftellung jener andern, hinter der Natur verborgenen Welt fein will, welche fprachlichen Mittel ftehen ihr zur Erreichung diefes Zieles zu Gebote? Das ift klar, der direkte Ausdruck vermag nicht an das alle Erfarung Überfteigende heranzureichen, fondern «das Höchfte kann man, eben weil es unausfprechlich ift, nur allegorifch fagen» [29]). Als Rätfel muss es erfcheinen, und das Rätfelhafte ift demnach «die Quelle von dem Phantaftifchen in der Form aller poetifchen Darftellung» [30]). Aber «die Sprache, die, urfprünglich gedacht, identifch mit der Allegorie ift, das erfte unmittelbare Werkzeug der Magie» [31]), eignet fich auch vorzüglich zu einem folchen fymbolifchen Gebrauch. Denn die Sprache ift felbft, nach den Worten des romantifchen Sprachforfchers, des Schwagers Tiecks, Bernhardis [32]), eine «Allegorie des Menfchen und feiner Natur, eine finnliche Konftruction und Chiffer feines Wefens» und wird in ihrer Bildung vom einzelnen Laut bis zum umfaffenden Satzgebäude durchweg von fymbolifchen Tendenzen geleitet.

Doch das find allgemeine Grundfätze, wie fteht es um ihre Anwendung im Einzelnen? Dem Verfuch, diefe Frage zu beantworten, ftellen fich freilich grofse Schwierigkeiten in den Weg. Denn es gehört zum Wefen der

[28]) Caroline. Brfe. u. f. w. Herausg. v. Waitz. Lpz. 1871. Bd. II. 93; vgl. über Schellings damalige poetifche Verfuche Aus Schellings Leben I. 247 und Haym 634 ff. — [29]) Fr. Schl. im Gefpr. ü. d. Poefie, Ath. III. 1. 107 = S. W. V. 209. — [30]) Ebd. 121 = 220. — [31]) Ebd. 183 = (etwas verändert) 236. — [32]) A. F. Bernhardi, Sprachlehre. Berl. 2 Tle. 1801 — 3. I. 69 u. 100; vgl. W. Schl.s Rezenfion, XII. 141 ff. und Hayms Befprechung diefes Werkes, S. 852 ff.

ganzen Romantik, dass ihre Wünſche immer ihren Taten weit vorauseilen, dass ſie Türme baut, deren Koſten ihre eigne Kaſſe am wenigſten zu beſtreiten vermag. Sie giebt uns deshalb auch für unſere Frage viel mehr gute Lehren als ein handgreifliches Vorbild, viel mehr Regeln als Beiſpiele. Wenn wir jedoch dem Folgenden dieſen Mangel zu gute halten, ſo werden die ſtiliſtiſchen Mittel, welche die Romantik hat oder zu haben meint, um die Welt des Geheimniſſes zu entſchleiern, hauptſächlich drei ſein.

Erſtens. Die Metapher. Dieſe, welche uns oben ¶ 13. bereits zu unſerer ganzen Unterſuchung den Weg wies, iſt als «eine Gleichſetzung verſchiedener Bilderſphären» der ſprachliche Ausdruck für den innerſten Zuſammenhang beider Welten. «Betrachten wir die Sprache als Spiegel und Bild von uns ſelbſt, ſchreibt Bernhardi, und W. Schlegel citirt es beifällig[33]), ſo liegt der Gedanke ſehr nahe, dass es nur eine ſcheinbare Trennung ſei, wenn wir die Welt in eine ſinnliche und eine unſinnliche zerſchneiden, ſondern dass die eine die andere nur reflectire, und dass ein geheimes Band zwiſchen beiden ſei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt und nach deſſen Entdeckung die Philoſophie von jeher ſtrebte, one es jedoch als ſeit kurzem aufzufinden.» Eine Anwendung dieſes Satzes giebt uns der Verfaſſer ſelbſt, wenn er in einer Rezenſion des Schlegel-Tieckſchen Muſenalmanach von 1802 über Fr. Schlegels Romanze vom Licht ſchreibt[34]), dass hier das Univerſum durch eine «Vermiſchung aller Metaphern und eben dadurch die abſolute Identität bewundernswürdig ausgedrückt» werde.

Zweitens. Die Allegorie. Als Tieck im Jare ¶ 14.

---

[33]) Bernhardi a. a. O. 84 = W. Schl. XII. 147. — [34]) ſ. Koberſtein, Grundriss IV. 828 u. Haym 756; die Romanze ſelbſt: Fr. Schl. IX. 85.

1796 feine Bearbeitung des Sturmes mit einer, allerdings fchon früher gefchriebenen Einleitung über «Shakefpeares Behandlung des Wunderbaren»[35]) herausgab, fprach er fich in der letzteren fehr kräftig gegen die poetifche Benutzung von allegorifchen Wefen aus, die er «unwirkfam» nennt und erklärend hinzufügt, die Allegorie habe nicht die täufchende Kraft; «man fieht den Directeur gleichfam mit der Hand unter feine nachamenden Marionetten greifen»[36]). Als derfelbe Tieck dann aber 1798 den Sternbald veröffentlichte, da verkündigte er durch das ganze Werk den äfthetifchen Grundfatz, dass alle Kunft allegorifch fein müffe. «Wir fügen zufammen, fagt er[37]), wir fuchen dem Einzelnen einen allgemeinen Sinn aufzuheften und fo entfteht die Allegorie. Das Wort bezeichnet nichts anders als die warhafte Poefie, die das Hohe und Edle fucht und es nur auf diefem Wege finden kann.» So widerfprechend beide Äufserungen fcheinen, fo wenig find fie es. Die Allegorie, welche die Romantiker verabfcheuen, ift die einer klaren Verfinnlichung dienende, fymbolifche Darftellung beftimmter Begriffe und Handlungen, welche ebenfo, wie fie in die Allegorie überfetzt wurden, auch jederzeit eine Rücküberfetzung zulaffen. Die eigentlich romantifche Allegorie dagegen foll das über das ganze Kunftwerk fich verbreitende Spiegelbild unausfprechlicher Anungen und Empfindungen fein, durch welches wir wie von ferne in die Geheimniffe der Kunft, der Philofophie u. f. w. hineinfchauen. «Die ware, höchfte Allegorie», heifst es daher in den Phantafieen[38]), verliert wol eben durch fich felbft wider «die kalte Allgemein-

---

[35]) Der Sturm. Ein Schaufpiel von Shakefpeare. Bearbeitet v. L. Tieck. Berl. u. Lpz. 1796. S. 1 ff., jetzt auch Krit. Schr. v. L. Tieck, 2 Bde., Lpz. 1848. I. 35 ff. — [36]) Ebd. 3 u. 7 = 39 u. 42. — [37]) T. XVI. 282, St. — [38]) Ph. 264; die Stelle gehört T. zu.

heit». In diesem Sinne sagt Tieck[39]), dass er, «vom Calderon für die allegorische Poesie begeistert» im Octavian versucht habe, seine «Ansicht der romantischen Poesie, allegorisch, lyrisch und dramatisch niederzulegen». In diesem Sinne sind auch seine früheren Dichtungen, die Volksmärchen, der Zerbino, die Genoveva allegorisch. In diesem Sinne nimmt ferner Fr. Schlegel für die vier unsterblichen Romane, von denen er in der Lucinde träumt, die Allegorie in Anspruch. «Auch in dem, heisst es dort[40]), was reine Darstellung und Tatsache scheint, hat sich Allegorie eingeschlichen und unter die schöne Warheit bedeutende Lüge gemischt. Aber nur als geistiger Hauch schwebt sie beseelend über die ganze Masse, wie der Witz, der unsichtbar mit seinem Werke spielt und nur leise lächelt.» Er lobt besonders diejenigen «Dichtungen der alten Religion», deren «schöne Bedeutsamkeit unbestimmt geblieben ist und immer neue Deutungen und Bilder erlaubt» und spricht es endlich in dem Gespräch über die Poesie mit nackten Worten aus[41]): «Alle Schönheit ist Allegorie». In diesem Sinne allegorisch verfärt endlich auch Hardenberg. Eins seiner Fragmente lautet[42]): «Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht seine ganze mitverwandte Welt aus. Daher schwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiseste Berürung in magischen Duft auflöst, der zum Wolkenwagen des Sehers wird.» «Eine leise Hindeutung auf Allegorie» müsse sein geplanter bürgerlicher Roman haben[43]). Der Heinrich von Ofterdingen verläuft bekanntlich schon vor dem Schluss in vollständige Allegorie und die Lehrlinge, von deren «ungeheuren Offenbarungen» Carl von Hardenberg nach dem Tode seines Bruders an Tieck

---

[39]) T. I. XXXVIII, Vorber. z I. Lieferg. — [40]) Luc. S. 103. — [41]) Ath. III. I. 107 = S. W. V. 209. — [42]) N. II. 162. — [43]) N. III. 166.

ſchreiben konnte [44]), tun es ſchon von Anfang an. Der Einzeltropus verſchwindet hier deshalb faſt völlig, weil alles Tropus geworden iſt. Überall aber zeigt ſich das eigentümlich Romantiſche in dieſer allegoriſirenden Poeſie darin, dass der Leſer trotz des beſtimmten Bewusstſeins, dass hier mehr geſagt werden ſolle, als die Worte verraten, dennoch faſt nie im Stande iſt, dieſes Mehr zur klaren, begriffsmäſsigen Vorſtellung zu verdichten, ſondern, geplagt wie Tantalus, ſofort die Frucht ſeiner Arbeit einbüſst, wenn er die Hand danach ausſtreckt.

Die Kunſtformen, welche nach Anſicht und Praxis der Romantiker ſich für dieſe Allegorie vorzüglich eignen, ſind das Märchen und der Roman. Jenes «iſt gleichſam der Kanon der Poeſie» [45]). «Alle Märchen ſind nur Träume von jener heimatlichen Welt, die überall und nirgend iſt» [46]) und «in einem ächten Märchen muss alles wunderbar, geheimnisvoll und zuſammenhängend ſein .... die ganze Natur muss wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſein» [47]). Danach ſind dann die Märchen in den Lehrlingen und im Heinrich von Ofterdingen verfertigt als romantiſch-allegoriſirende Brennpunkte der ganzen Dichtung, in der ſie ſtehen, und deshalb zugleich der verborgenen Welt des Kunſt- und Naturlebens, welche in dieſer ihre Verklärung findet [48]).

Dieſe Märchenbegeiſterung übertrug ſich auch von Hardenberg auf ſeinen Freund Friedrich, welcher z. B. im Sommer 1799 an Caroline ſchreibt [49]), dass er guter Hoffnung mit Märchen ſei, denn er brauche zwei ordent-

---

[44]) Briefe an L. Tieck. Herausg. v. K. v. Holtei. 4 Tle. Breslau 1864. I. 321. — [45]) N. III. 165. — [46]) N. II. 171. — [47]) Ebd. 170. — [48]) Eine nähere Beſprechung dieſer Märchen findet man bei Haym 351 u. 383; desjenigen im Heinrich v. O. auch bei G. Brandes, Hauptſtrömungen der Lit. des 19. Jrh., überſetzt von Strodtmann. 4 Bde. Berl. 1872 ff. II. 276. — [49]) Caroline a. a. O. I. 258.

liche zur zweiten Lucinde, «das eine ſoll die Liebe bedeuten und das andere die Poeſie», wärend Tieck ſchon aus eigenſter Neigung mit der Naturphiloſophie nichts beſſeres anzufangen wusste, als ſie in die Märchenpoeſie zu verſtecken. Daſſelbe Prinzip der Allegoriſation beherrſcht andererſeits auch den romantiſchen Roman. Denn derſelbe iſt beſtimmt, wie W. Schlegel in Übereinſtimmung mit ſeinen Freunden erklärt[50]), «die zarteren Geheimniſſe des Lebens, die nie vollſtändig ausgeſprochen werden können, in reizenden Sinnbildern erraten zu laſſen».

Drittens. Die Mythologie — nicht die alte klaſſiſche, ſondern eine neue romantiſche. Es iſt gewis, kein beſſeres Mittel hätte die Schule haben können, das Bild des Unausſprechlichen in das Wort zu bannen als eine Mythologie, wenn dieſe nicht ihr — pium deſiderium geblieben wäre. So aber müſſen wir leider aus dem Ziel, das ſie ſich ſteckte, auf den Weg, den ſie gehen wollte, ſchlieſsen. Fr. Schlegel und Schelling übernehmen diesmal die Fürung[51]). In dem Geſpräch des erſteren über die Poeſie trägt Ludovico eine merkwürdige «Rede über die Mythologie» vor[52]). «Soll das ¶ 15.

[50]) W. Schl. IX. 111. — [51]) Vgl. auch die Ausfürungen bei Haym 648, 692 u. 838. — [52]) Ath. III. 1. 94 ff. u. Fr. Schl. S. W. V. 196 ff., an letzterem Orte freilich etwas verändert, indem namentlich dem Begriff der Mythologie derjenige der ſymboliſchen Naturanſicht epexegetiſch und abſchwächend an die Seite geſtellt wird. Andeutungen über den hohen Wert der Mythologie geben die Romantiker auch ſonſt z. B. Fr. Schl. V. 79 (Über das Studium d. griech. Po.): «Der griechiſche Mythus iſt, wie ein treuer Abdruck im klarſten Spiegel, die beſtimmteſte und zarteſte Bilderſprache für alle ewigen Wünſche des menſchlichen Gemüts, mit allen ſeinen ſo wunderbaren als notwendigen Widerſprüchen; eine kleine vollendete Welt der ſchönſten Anungen der kindlich dichtenden Vernunft.» Den «unſchätzbaren Vorteil, einen beſtimmten mythiſchen Kreis zu haben», wie ihn die katholiſche Religion dem Maler biete, betont auch W. Schl. Ath. II. 1. 135 = S. W. IX. 92

höchſte Heilige, ruft er aus, immer namenlos und formlos bleiben? .... Ihr müsst es oft im Dichten gefült haben, dass es euch an einem feſten Halt für euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft .... Es fehlt .... unſerer Poeſie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war .... Wir haben keine Mythologie, aber .... wir ſind nahe daran, eine zu erhalten . . — oder vielmehr es wird Zeit, dass wir ernſthaft dazu mitwirken ſollen, eine hervorzubringen.» Dieſe neue Mythologie, wird dann weiter entwickelt, müſſe als «ein hieroglyphiſcher Ausdruck der umgebenden Natur» aus einem ſchöpferiſchen Zuſammenwirken der verſchiedenen Faktoren des Zeitalters, des Idealismus und des Spinoza, der Phyſik und der widererweckten orientaliſchen Poeſie herauswachſen.

Das nächſte Intereſſe, welches der Romantik dieſe mythologiſchen Träume eingab, war ja freilich ein in hohem Grade praktiſches, jenes nämlich, welches ſie ſchließlich ſtatt der unerreichbaren Mythen den handgreiflichen Katholicismus erwälen ließs. Allein es liegt auf der Hand, auch der romantiſche Stil würde, falls ſie zur Frucht hätten reifen können, eine weſentliche Bereicherung erfaren haben. Die mythologiſchen Namen und Vorgänge hätten die Miniaturbilder der bisher unausgeſprochenen Welt, die Spalten, durch die wir in den romantiſchen Himmel hineinſehen könnten, werden müſſen. Und doch, es wäre ein Irrtum, zu meinen, dass die Klarheit und Plaſtik der romantiſchen Bilderſprache dadurch gewonnen haben würde. Unſer Mythologe behauptet a. a. O. ausdrücklich, die neue Mythologie müſſe

(«die Gemälde». Geſpräch 1798). Endlich N. III. 186, Fr.: «In Hans Sachs liegt der Entwurf einer eignen Art von allegoriſcher, ſittlicher, ächtdeutſcher Mythologie.»

nicht wie die alte in unmittelbarem Anſchluss der Phantaſie «an das nächſte, lebendigſte der ſinnlichen Welt», ſondern «aus der tiefſten Tiefe des Geiſtes heraus» im Anſchluss an das groſse Phänomen des Zeitalters, den Idealismus, entſtehen. Die abſtrakten Vorſtellungen des Geiſtes waren alſo zum Fruchtboden der mythologiſchen Bilder beſtimmt und an die innern Organe der Seele, nicht an die äuſseren der Sinne würde ſich ihre Sprache gerichtet haben. Es war daher kaum zu verwundern, dass Tieck, dieſe kraftloſen Träumereien lächerlich machend, im Anti-Fauſt meint [53]), es ſei vielleicht das erſte Stückchen der neuen Schlegelſchen Mythologie, dass der Merkur wider Schattenfürerdienſte thue.

Wir haben demnach auf der Höhe der romantiſchen Bildlichkeit kein anderes Ergebnis gewonnen, als am Eingang: eine unſinnliche, teils von nebelhaften Gefülen, teils von wiſſenſchaftlichen Tendenzen angekränkelte Phantaſie beſtimmt den Grundton des romantiſchen Bildes. Sie wird von unſern Dichtern als «die Phantaſie in höherem Sinne» geprieſen und W. Schlegel beſchreibt ſie näher [54]) als «die innere Anſchauungskraft deſſen, was nicht dem Grade oder der Zuſammenſetzung, ſondern der Art nach alle äuſsere Wirklichkeit überſteigt; ein lichtvolles Träumen in der ſtillen Nacht des inneren Sinnes, bei dem Künſtler mit der Gabe verbunden, die geheimnisvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtſtätte, ganz abzulöſenden Bilder durch eine ebenſo zauberiſche Darſtellung mitzuteilen».

---

[53]) Anti-Fauſt 1801 in L. Tiecks Nachgel. Schr. I. 135. — [54]) W. Schl. XII. 279 in einer Rezenſion von Gries' Raſendem Roland 1810.

ZWEITES KAPITEL.

DER ARCHAISMUS

DES

ROMANTISCHEN STILS.

ZWEITES KAPITEL.

DER ARCHAISMUS

DES

ROMANTISCHEN STILS.

«Die Kunſt, auf eine angenehme Art zu befremden, ¶ 16. einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.» — «So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch).» Mit dieſen Sätzen ſpricht Hardenberg [55]) einen Geſichtspunkt aus, welcher für die meiſten Eigenheiten des romantiſchen Stils Richtung und Anſtoſs gegeben hat, und wenn wir das «u. ſ. w.» in «ferne Worte, ferne Wendungen» überſetzen, ſo haben wir auch eine authentiſche Begründung des romantiſchen Archaismus.

Denn wodurch kann die Sprache mehr dazu beitragen, einen Gedanken in die Ferne zu verſetzen, als wenn ſie ſelbſt ihr Gewand aus der Ferne holt, als wenn ſie ſelbſt nicht in den Worten und Wendungen des gegenwärtigen Gebrauchs, ſondern in denjenigen einer entlegenen Kulturſtufe auftritt. Die Phantaſie des Schriftſtellers baut aus den verſchütteten Ruinen der Sprache vor der Phantaſie des Leſers eine neue Welt auf, welche dieſen mit Gewalt in die alte zurückzaubert. Der Archaismus im weiteſten Sinne, die Widerbelebung nicht nur einzelner verloren gegangener Ausdrücke und Formen,

---

[55]) N. II. 167 u. 165 vgl. III. 236.

fondern zugleich des ganzen veralteten Satzgefüges und Tones ift daher ein treuer Bundesgenoffe der Romantik gewefen und hat fowol ihre äfthetifchen als ihre wiffenfchaftlichen und politifchen Beftrebungen nachdrücklich unterftützt. Der Archaismus ift die Reaktion in der Sprache und je weiter deshalb die Romantik ihren Schwerpunkt ins Mittelalter zurückverlegte, um fo walverwandter musste er ihr werden, bis der jüngere Nachwuchs, die — nach Goethes Ausdruck — «forcirten Talente» fich fchliefslich ihre Narrenkappe daraus zufchnitten. Es war alfo für die Romantiker ein in hohem Grade fachliches Intereffe, dem ihr Archaismus entfprang, wärend ihr erbittertfter Gegner, J. H. Voss, wefentlich nur durch formelle Erwägungen auf denfelben Weg geleitet worden war [56]).

¶ 17. Diefe innere Sympathie mit dem Archaismus hatte ihre äufsere Grundlage und felbftverftändliche Vorbedingung in der Kenntnis der ältern deutfchen Literatur. Wollen wir daher den archaiftifchen Sprachgebrauch der Romantiker darftellen, fo haben wir denfelben Schritt für Schritt aus ihrer Bekanntfchaft mit unfrer ältern Dichtung herzuleiten.

Tieck giebt auch hierzu wie zu allen eigentlich dichterifchen Neuerungen der Schule den Ton an. Sein Archaismus fliefst voll und reich aus der Quelle, die Genoffen fchöpfen nur aus feinem Brunnen. Wir werden uns deshalb im allgemeinen auf ihn befchränken können und nur am Schluss die befreundeten Seitenftrömungen andeuten.

Aus dem erften unfcheinbaren Abdruck des Goethefchen Götz hat Tieck gewiffermafsen das Lefen gelernt und durch diefes Gedicht in feiner Phantafie für immer

---

[56]) Über den Voss'fchen Archaismus vgl. J. H. Voss von W. Herbft. Lpz. 1874. Bd. II. Abtl. 1 S. 84.

eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Geſtalten und Begebenheiten bekommen — ſo bezeugt er ſelbſt widerholt ſchriftlich und mündlich [57]). Damit konnte auch eine Liebe für den kräftigen archaiſtiſchen Ton jenes Werkes nicht ausbleiben. Die erſte beſtimmte Anregung aber, ſeine Aufmerkſamkeit der ältern germaniſchen Dichtung ſelbſt zuzuwenden, empfing Tieck wie ſo vieles von ſeinem Buſenfreunde Wilhelm Heinrich Wackenroder. Tieck war zu Oſtern 1792 auf die Univerſität gegangen, ſein Freund noch in Berlin zurückgehalten. Ein zärtlich lebhafter Briefwechſel verband die Getrennten. In ihm ſpringt die Quelle der romantiſchen Germaniſtik [58]). Zwar im Mai deſſelben Jares ſchrieb Wackenroder noch bei Gelegenheit ſeiner Lektüre der Deniſchen Oſſian- und Edda-Überſetzungen nach Halle, dass «bei aller groſsen Simplicität und erhabenen Phantaſie, die die nordiſchen Dichtungen zeigen, dennoch ſo viel ungeheures, was ans Lächerliche und Ungereimte grenzt, ſo viel ſchwerfälliges, ſo viele entſetzlich harte, unſchmackhafte Bilder vorkommen, dass man, wenn man beſtändig ſein Auge auf die eingepelzten Götter Skandinaviens heften wollte, allen Sinn für ein ſanftes griechiſches Profil verlieren würde.» Allein ſchon Anfang Dezember würde er es wol nicht mehr ſchreiben. Damals heiſst es: «Ich höre beim Prediger Koch [59]) . . . ein Kollegium über die allgemeine Literaturgeſchichte, vornehmlich über die ſchönen Wiſſenſchaften unter den Deutſchen. Da hab ich denn manche ſehr intereſſante Bekanntſchaft mit altdeutſchen Dichtern gemacht und

---

[57]) T. VI. S. VI. (Vorbericht zur zweiten Lieferung) u. H. Frhr. v. Frieſen: L. Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes. Wien 1871. II. 45. — [58]) Briefe an L. Tieck herausg. von K. v. Holtei IV. 169 ff., 175 ff., 228 ff., 239 u. 245 vgl. Haym, 810. — [59]) Frieſen a. a. O. II. 69 ſchreibt irrtümlich von einer gemeinſamen Teilnahme T.s u. Wackenr.s an dieſen Vorleſungen.

gesehn, dass dies Studium, mit einigem Geist betrieben, sehr viel Anziehendes hat. Ich ... schmeichle mir jetzt öfters mit der ... Hoffnung, einmal in dem Winkel mancher Bibliothek Entdeckungen in diesem Fach zu machen. Schon Sprache, Etymologie und Wortverwandtschaft ... machen das Lesen jener alten Überbleibsel interessant. Aber auch davon abstrahirt, findet man viel Genie und poetischen Geist darin.» Freilich gegen den Freund bedarf es für solche bedenkliche Studien noch der Entschuldigung. «Sei doch nicht bange — schreibt er ihm beruhigend im Januar 1793 — dass ich mit der altdeutschen Poesie meinen Geschmack verderbe.» Er studire sie nur, um die herbe Zeit der Trennung leichter zu überwinden. «Du kennst übrigens — fügt er hinzu — sehr wenig von den altdeutschen Literaten, wenn du blos die Minnesinger kennst. Überhaupt ist (*sic*) sie zu wenig bekannt. Sie enthält viel Gutes, Interessantes und Charakteristisches und ist für Geschichte der Nation und des Geistes sehr wichtig.»

¶ 18. Diese freundschaftlichen Anregungen fielen sicher auf keinen unempfänglichen Boden. Gleichwol vergingen fast noch zwei Lustra, ehe sie Früchte trugen, ehe wir Tieck über dem Studium mittelhochdeutscher Dichtung selbst antreffen. Er musste sich den Geschmack an derselben erst durch die Beschäftigung mit der volkstümlichen Prosaliteratur des sechzehnten und siebzehnten Jarhunderts präpariren. Die Volksbücher vor allem sind es, welche zwischen 1795 und 1800 sein Dichterinteresse in höchstem Masse in Anspruch nahmen. In den Volksbüchern steht daher auch eigentlich die Wiege seiner Archaismen.

Die frühste Spur von Tiecks Liebe zum Volksbuch ist eine gelegentliche Verwertung der Geschichte von den vier Heymonskindern in dem 1793 entworfenen, aber erst 1797 in bearbeiteter Gestalt gedruckten Trauer-

ſpiel Karl von Berneck[60]). In den Vordergrund ſeiner dichteriſchen Tätigkeit als die Ideale, denen er ſeine eigne Darſtellung nahe zu bringen ſtrebt, treten die Volksbücher dagegen ſeit dem Jare 1795. Im Anfang des zweiten Teils des Peter Leberecht, der dem genannten Jare angehört, ſchreibt er nach der Abfertigung der Spieſs-Kramerſchen Ritter- und Räuberromane[61]): «Die gewönlichen Leſer ſollten ja nicht über jene Volksromane ſpotten, die von alten Weibern auf der Straſse für einen und zwei Groſchen verkauft werden, denn der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder, Herzog Ernſt und die Genoveva haben mehr ware Erfindung und ſind ungleich reiner und beſſer geſchrieben als jene beliebten Modebücher . . . Will der Leſer mir nicht auf mein Wort glauben, ſo mag er jene ſchlecht gedruckten und verachteten Geſchichten ſelber nachleſen, und wenn ſein Geſchmack noch nicht ganz und gar zu Grunde gegangen iſt, ſo wird er dieſen vor jenen den Vorzug geben.»

Das waren allerdings Kuckukseier, die Tieck in das Neſt der Nicolai legte. Denn von dem ältern Nicolai lebhaft empfohlen erſchien der Peter Leberecht im Verlage des jüngern. Dieſelben Behauptungen von den «beſſer geſchriebenen» alten Büchern widerholte Tieck ſogleich 1796 in den Schildbürgern, in denen er ſelbſt ein Volksbuch zu ſeinen ſatiriſchen Zwecken benutzte[62]). «In jenen alten ſogenannten Scharteken ſtecke eine Kraft der Poeſie, eine Darſtellung, die im ganzen ſo war ſei, dass ſie beim Volke ſowie bei jedem poetiſchen Menſchen noch lange in Anſehn bleiben würde.» Endlich beſtätigt Tieck ſeine damalige Be-

---

[60]) T. XI. 14. — [61]) T. XV. 21. Die Erwänung der Genoveva an dieſer Stelle zeigt übrigens die Irrtümlichkeit der ſpätern Behauptung T.s, dass er dies Volksbuch erſt 1798 kennen gelernt habe. S. I. XXVI. XXVII. (Vorbericht zur erſten Lieferg.). — [62]) T. IX. 9.

geifterung für «die einfache Form und Herzlichkeit des Tones» in den Erzälungen der Volksbücher, die «fo richtig und grofsartig aufgefasst, fo fchlicht und treuherzig dargeftellt» feien, auch in den Vorberichten zur erften und zur dritten Lieferung der Schriften 1828 und 1829[63]). Bis zum Aberglauben fei fein Glaube an die Vortrefflichkeit diefer Schriften gegangen. «Denn das Zufällige, Entftellte, die Abkürzungen, die oft die Sache dunkel und unverftändlich machen, die Ungefchicklichkeit der Abfchreiber und Umarbeiter, ja Schreib- und Druckfehler können am Ende, wenn die Vorliebe fchon bis zum Phantaftifchen gefteigert ift, diefen Dingen einen Wert geben, der natürlich bei abgekülter Überlegung wider verfchwindet. Ein folches altes Poem wird durch die Überlieferung, die es bald roh, bald unverftändlich macht, bald Widerfprüche hineinbringt, gleichfam in ein Naturprodukt verwandelt, an dem unfre andende Kraft eben recht viele Arbeit findet, um diefe Unebenheiten zu erklären oder wegzufchaffen.»

Ebenfo wie durch die Volksbücher wurde Tieck für die altertümliche Darftellungsform durch das Studium andrer Schriftwerke des fechzehnten und fiebzehnten Jarhunderts gewonnen. 1797 wollte er den Simplicius herausgeben[64]). Das Lied des Einfiedlers hat er unverändert und one Quellenangabe in die erfte Ausgabe des Zerbino verflochten. Auch in dem «Tagebuch» von 1798 fpricht er mit Bewunderung von diefem Werk[65]), in dem «mehr Poefie und ein befferer Stil ift, als man jemals geglaubt hat». Ebenda rühmt er den Mofcherofch, den er «gern und viel» lefe und deffen Derbheit fich befonders fchön in feiner Sprache abfpiegle. Auch fein Studium Hans Sachs', deffen «alten

[63]) T. I. VIII. u. XI. XLI. XLII. — [64]) T. VI. LII. (Vorber. z. zweiten Lief.). — [65]) T. XV. 338. 350 u. 304. 305.

vergessenen deutschen Ton» Goethes Faust veredelter und tiefsinniger widerhalle [66]), und seine eingehende Beschäftigung mit Jakob Böhm, dessen Anschauungs- und Darstellungsweise namentlich auf die Genoveva von Einfluss gewesen ist [67]), fällt in dieselbe Zeit.

Das Jar 1801 endlich fürt seine germanistischen Studien direkt zur mittelhochdeutschen Dichtung zurück [68]). Er veröffentlicht 1803 seine Ausgabe der Minnelieder und fasst den Entschluss die Nibelungen durch Ausfüllung der Lücken zu einem Volksbuch zu bearbeiten, für welchen Zweck er die Handschriften zu München, Rom und St. Gallen vergleicht. Allein die eigentliche Kraft und Originalität der romantischen Schule war schon im Verblühn, nur sterbend klammerte sie sich an ihre stärkere Tochter, die Germanistik, an, welche bald das wissenschaftliche Erbe der Mutter antrat.

Die bisherigen Anfürungen zeigen zur Genüge, was ¶ 19. Tieck an unsrer ältern volkstümlichen Literatur besonders zu bewundern fand. Es war, weit mehr als der Stoff, der treuherzig naturwüchsige Ton, welcher seine ganze Seele gewonnen hatte. Diesen mit sinniger Anempfindung in sich aufzunehmen, mit dichterischer Selbständigkeit in sein eignes Schaffen zu übertragen, das war seine stilistische Arbeit in jenen Jaren. Mit dem dreibändigen Sammelwerk «Volksmärchen von Peter Leberecht» eröffnete er 1797 den Reigen dieser für unsere Stilbildung so folgenreichen Schriften. Dort finden wir «die Geschichte von den Heymons Kindern in zwanzig altfränkischen Bildern» [69]),

---

[66]) T.s Worte XI. LXIII (Vorber. z. dritten Lief.). — [67]) Über den Einfluss Böhms auf den Inhalt der Genoveva s. auch Friesen a. a. O. II. 159. — [68]) T. berichtet selbst über seine mittelhochdeutschen Studien XI. LXXVIII. (Vorber. z. dritten Lief.). — [69]) Jetzt T. XIII. 1 ff.

dort die «Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von der Provence»[70]), dort die «denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger in zwanzig lesenswerten Kapiteln»[71]) u. a. m. So wenig der Verfasser in diesen Werken auch seine dichterische Freiheit dem überlieferten Stoffe zu Füssen legte — teils veränderte er ihn wie im zweiten, teils spannte er ihn in das Joch literarischer Satire wie im dritten — so begegnen sie sich doch alle bald mehr bald weniger in dem bewussten Streben, die veralteten und verachteten Wortformen und die kindlich kunstlose Satzfügung der Volksbücher wider zu Ehren zu bringen[72]). In der Schreibart liegt ihr Schwerpunkt, wie der sachkundigste Rezensent, der ältere Schlegel, sogleich hervorhob[73]), indem er dieselbe mit Bezug auf eine dieser Erzälungen und unter Hinweis auf den Goetheschen Einfluss als «eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber warhaft poetisirende Prosa» charakterisirte. Änlich urteilt später auch Tieck in dem Vorbericht zur dritten Lieferung seiner Schriften[74]); sein Versuch, die gute alte Geschichte von den Heymonskindern «in einer ruhigen treuherzigen Prosa» wider zu erzälen, sei damals der erste in Deutschland gewesen. «Dieser Ton ist nachher oft genug, auch wol bis zum Überdruss widerholt worden. Er ziemt nicht vielen Gegenständen und muss sich auch bei den passenden kurz fassen.» Unserm Gegenstande ziemt er nun unzweifelhaft, da der Stoff selbst ihn zu fordern schien, und die alten romantischen Ge-

---

[70]) Jetzt T. IV. 292 ff., im Phantasus. — [71]) Jetzt T. IX. 1 ff. — [72]) Ausfürlicheres über die Sprach-Eigentümlichkeit der Volksbücher s. bei Th. Mundt, deutsche Prosa 162 — 164. — [73]) W. Schl. in Betreff des bl. Eckb. im Ath. I. 1. 174, jetzt S. W. XII. 27 ff., 33 ff. Dass er Goethes Vorbild in der «Erzälungsweise» des bl. Eckb. widererkenne, schreibt er auch direkt an T. bei Holtei III. 226. — [74]) T. XI. XLIII.

ſtalten mit jeder modernen Stilgewandung auch die poetiſche Warhaftigkeit eingebüſst haben würden.

Gewagter durfte es ſchon ſcheinen, als Tieck und ¶ 20. Wackenroder in den nächſten Jaren dieſelbe altertümliche Stilfarbe auf das Gebiet des Kunſtraiſonnements übertrugen. Das Dreigeſtirn der für die romantiſche Äſthetik wegweiſenden Schriften, die «Herzensergieſsungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders» 1797, «Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutſche Geſchichte» 1798 und «Phantaſieen über die Kunſt für Freunde der Kunſt» 1799 — das erſte und letzte beiden Verfaſſern gemeinſam, das mittlere Tieck allein gehörig — ſtralt namentlich ſoviel an Tieck lag im ſchönſten Lichte archaiſtiſcher Wendungen und Ausdrücke. Die Urſache liegt auf der Hand. Die Abſicht der Verfaſſer, die Verherrlichung altdeutſcher Kunſt und Sinnesart, ſollte durch den einfach ehrwürdigen Ton unſrer Voreltern auch äuſserlich unterſtützt werden. Auch hierfür bot Schlegel als Rezenſent wider den beſten und zuſtimmendſten Kommentar[75]). Jene Sprache der Herzensergieſsungen, ſagt er, welche die religiöſe und die künſtleriſche Begeiſterung vermiſche und verwechſle, habe, «eben weil ſie veraltet iſt, den Reiz der Neuheit». Beſonders die von Dürer gegebene Schilderung «iſt ſo ganz in dem ehrenfeſten Tone und nach den graden Sitten ſeines Zeitalters abgefasst, dass ſie den Leſer täuſchend dahin verſetzt. Überhaupt bekömmt die Schreibart des Verfaſſers durch eine gewiſſe altväterliche Einfalt bei ihrem bildlichen Reichtum etwas Eigentümliches». Es iſt nicht zu leugnen, auch die archaiſtiſche Sprachfarbe jener äſthetiſirenden Schriften half den Boden bereiten, auf welchem allein die vater-

[75]) W. Schl. in der Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1797, jetzt S. W. X. 363 ff., 365, 369.

4*

ländifchen Kunftbeftrebungen der jüngern Romantik, der Boifferées infonderheit, zur Frucht gedeihen konnten.

¶ 21. Den letzten und gefärlichften Schritt in diefer Richtung tat Tieck endlich, als er in feinen folgenden Werken auch die modernen Kunftformen der Herrfchaft des Archaismus unterwarf. 1799—1800 gab er in zwei Bänden «Romantifche Dichtungen» heraus. Die teils in gebundener teils in ungebundener Rede gefchriebene Erzälung «der getreue Eckart und der Tannhäufer» [76]) fowie das in Hans Sachs' Manier dramatifirte Märchen «Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens» [77]), welche fich in diefer Sammlung befanden, konnten ihrer Natur nach zwar eben fo gut die altväterliche Redeweife ertragen wie einft die Heymonskinder und die fchöne Magelone und wir würden an ihnen nur auszufetzen haben, was etwa an archaiftifchen Formen über das erlaubte Mafs hinausgeht. Die beiden grofsen Dramen dagegen, der «Prinz Zerbino» [78]) und «Leben und Tod der heiligen Genoveva» [79]) fowie die ebenfalls fchon 1800 gedichtete, aber erft 1807 veröffentlichte «Sehr wunderbare Hiftorie von der Melufina» [80]) und der «Kaifer Octavianus» [81]), welcher im Jare 1803 diefe ganze Periode zum vorläufigen Abfchluss brachte, zeigen deutlich jenen unlöslichen Zwiefpalt zwifchen Form und Wefen, zwifchen Modernem und Altertümlichem, zwifchen Phantaftifchem und Reflectirtem, kurz jene romantifche Ironie, welche das Lebenselement und — der Todeskeim der ganzen Schule war. Auch der Archaismus ift zu feinem Verderben in diefen Zwiefpalt hineingezogen. «Es reizte mich — fchreibt fpäter charakteriftifch genug der Dichter mit

---

[76]) Jetzt T. IV. 173 ff. im Phantafus. — [77]) Jetzt T. II. 327 ff. — [78]) Jetzt T. X. 1 ff. — [79]) Jetzt T. II. 1 ff. — [80]) Jetzt T. XIII. 67 ff. — [81]) Jetzt T. I. 1 ff.

Bezug auf die Melusine [82]) — die Stanze auch einmal so treuherzig wie die alte deutsche Prosa erklingen zu lassen, ein Ton, der schon viele Stellen des Morgante so wunderbar anziehend macht, indem das Possierliche und Edle sich in diesem merkwürdigen Gedicht mit dem Altertümlich-Ehrbaren so anmutig verbinden.» Was konnte bei einem so raffinirten «Reiz» anders herauskommen, als eine kokette Naivetät, eine affectirte Unschuld? Und diesen Eindruck machen mehr oder weniger alle genannten Werke namentlich auch in Hinsicht der archaistischen Schminke, durch welche Stanzen und Sonette, Terzinen und andre romanische Versschemata kursfähig gemacht werden. Das Haschen nach entlegenen, verdorbenen oder pseudoarchaistischen Sprachformen, wie sie uns z. B. in der bekannten Ballade von 1801, «Die Zeichen im Walde» [83]) förmlich überschütten, zeigt zur Genüge, welchen Missbrauch der Dichter mit der treuherzigen Stileinfalt der Volksbücher treiben gelernt hatte. Wir wundern uns daher gar nicht, wenn Tieck selbst nach Jaren Solger gegenüber dies Missverhältnis verurteilt [84]). Nachdem der philosophische Freund nämlich bei aller Anerkennung doch geäusert hatte, dass in der Genoveva die Sprache des Altertums «oft wol mehr als rätlich» nachgeamt sei und dieselbe auch in der Melusine «gar zu viel schlimmes mit sich füre», gesteht der Dichter später selbst ein, dass die Genoveva zwar «in Sprache wie in Darstellung» «damals» seine «natürlichste Herzensergiessung» gewesen und jenes poetische «Klima» im Allgemeinen ihm auch noch jetzt

---

[82]) T. XI. LIX. Vorbericht zur dritten Lieferg. — [83]) T. Gd. I. 22 ff.; vgl. u. ¶ 46. — [84]) Solgers nachgelassene Schriften u. Briefwechsel herausg. von L. Tieck u. v. Raumer. 1826. I. 8, 301, 453, 501. Änliche mündliche Äusserungen T.s über die Genoveva citirt Friesen a. a. O. II. 159 aus «Biogr. u. liter. Skizzen aus dem Leben und der Zeit von C. Förster» S. 283.

ganz recht sei, «aber was eigentlich Zeichnung, Färbung, Stil betrifft, da bin ich unzufrieden und finde die Disharmonie».

Tieck hatte also — das ist unser Ergebnis — etwa mit dem Jare 1799 sein Mütchen am Archaismus gekült und behandelte ihn von da ab teils mit Manier und Affectation, teils mit Spott, zu welchem ihn die Rotte seiner gedankenlosen Nachamer zu reizen anfing[85].

¶ 22. Werfen wir nun noch endlich einen Seitenblick auf den Archaismus der übrigen Romantiker, so sehen wir Hardenberg zunächst ganz abseits am Wege stehn. Denn wenn er auch gelegentlich äusert[86], dass seinem bürgerlichen Roman noch «eine gewisse Altertümlichkeit des Stils» nötig sei und wenn er sich auch durch Tieck zur Begeisterung für Böhms Schriften entflammen liess, so hat seine an der Wilhelm Meisterschen Prosa geschulte Sprache doch alle wirklich altertümlichen Wortformen von sich fern gehalten und etwa nur in der Einfachheit und Durchsichtigkeit des Satzgefüges Berürungspunkte mit dem Volkstümlichen.

¶ 23. Anders verhält es sich freilich mit dem Schlegelschen Bruderpare. Von gründlichen philologischen Studien der klassischen Literaturen ausgehend wurden beide namentlich durch Tieck und durch die sich bildende Schulatmosphäre zur lebhaften Betätigung ihres Interesses an altdeutscher Dichtung und Sprache herübergezogen[87].

Ein sympathisches Verständnis für den vorsichtigen Archaismus finden wir bei dem älteren Bruder ausser an der angefürten Stelle[88] auch schon in jener indirekten

---

[85]) Vgl. den «Bewunderer» im Aut. T. XIII. 305 ff. mit dem «Anti-Faust», Nachgel. Schr. I. 154. «Sie setzen statt bedünken dreist bedunken.» S. auch Aus Schleiermachers Leben III. 190 u. Köpke, L. Tieck I. 272. — [86]) N. III. 166. — [87]) Eingehender spricht von den germanistischen Studien der Schlegels Haym S. 813 ff. u. R. v. Raumer, Gesch. d. germ. Philol. S. 304 ff. — [88]) S. oben ¶ 20.

Ankündigung ſeiner Shakeſpeare-Überſetzung vom Jare 1796[89]). Er ſagt dort, indem er von den Erforderniſſen einer guten Verdeutſchung des groſsen Britten ſpricht: «Ein ganz leichter Anſtrich des Alten in Wörtern und Redensarten würde keinen Schaden tun. Nicht alles Alte iſt veraltet und Luthers Kernſprache iſt noch jetzt deutſcher als manche neumodige Zierlichkeit». Wie weit ſein Shakeſpeare dieſen Grundſatz befolgt hat, wird unten das Wörterverzeichnis nachweiſen. Der Vorgang Tiecks fürte ihn aber bald weiter und im Jare 1801 ſtellte er ſchon den Archaismus als prinzipiellen Bundesgenoſſen gegen die proſaiſche Plattheit der Aufklärungsliteratur mit ins Treffen. Bei der jetzt angefangenen Umbildung unſerer Sprache, ſagt er nämlich[90]), wodurch jener vernichtenden Richtung, welche die Poeſie zur Proſa herabzuſtimmen ſuchte, entgegengewirkt wird, ſind wir berechtigt, «bis zu den älteſten Denkmälern unſrer Sprache zurückzukehren, um das brauchbare Veraltete, das noch verſtändlich ſein kann, zu erneuern; wobei es ſich zeigen wird, dass wir reicher an einheimiſchen Schätzen ſind, als wir ſelbſt wiſſen». Und als er endlich den dritten Kurſus ſeiner Berliner Winter-Vorleſungen 1803—4 hielt, da äuſserte er ſich auch hier[91]) über die «Mundart der Minneſänger» dahin, dass «für den Dichter, der ſeine Sprache aus innern Hülfsquellen zu bereichern ſtrebt, unermesslich viel daraus zu lernen ſei». Allein die Schule verlangte von ihren Gliedern nicht nur Worte, ſondern auch Taten und W. Schlegel war ehrgeizig genug, ihr dieſen Tribut nicht zu entziehen. Stachelte ihn doch ſeine Gattin ſelbſt unaufhörlich von der gelehrten Kritik zu künſtleriſchem

[89]) W. Schl. VII. 63. — [90]) W. Schl. in einem ſpätern Zuſatz zu ſeiner Rezenſion des Voss'ſchen Homer, jetzt S. W. X. 183 ff. — [91]) Haym S 815 nach den in Böckings Beſitz befindlichen Heften.

Schaffen hinüber[92]). Was Tieck konnte, konnte er ja wenigſtens nachamen. Und ſo hatte er denn ſchon längere Zeit ſich eifrig mit der Nach- und Umdichtung älterer Werke beſchäftigt. Im Frühling 1800 entſtand der erſte und einzige Geſang ſeines Triſtan in Ottave rime[93]), den Anfang des neuen Jarhunderts feierte er ebenſo wie Tieck durch ein literariſches «ſchön kurzweilig Faſtnachtsſpiel» im Tone Hans Sachs'[94]), etwas ſpäter dichtete er den Fortunat[95]) und dieſelben Jare zeitigten noch eine ganze Reihe von Liedern, Sonetten, Legenden und Romanzen, welche deutlich die Wendung von Schillers klaſſiſchem Pathos zu Tiecks mittelalterlich-frömmelnder Weichheit bezeugen. Auch ihm musste der Archaismus dieſe Farbe miſchen helfen. Aber wie weit blieb er hierin doch hinter ſeinem küneren Vorgänger zurück! Die in klaſſiſcher Schulung aufgewachſene, ſprichwörtlich gewordene Eleganz ſeines Stils ſtreubt ſich ſpröde gegen die romantiſchen Altertümlichkeiten und nur ſchüchtern wagt dieſe hie und da dem glatten Fluss der Rede ein Steinchen in den Weg zu werfen[96]).

---

[92]) S. z. B. ihren Brief an Wilhelm vom 2. März 1801, Caroline II. 39 u. ö. — [93]) W. Schl. I. 100. — [94]) W. Schl. II. 149 vgl. T.'s «Der neue Herkules am Scheidewege», jetzt «Der Autor» XIII. 267 ff. — [95]) W. Schl. I. 229. — [96]) Je weniger die Eleganz des Schlegelſchen Stils mit dem Archaismus ſich befreunden konnte, um ſo walverwandter wurde ihr ſpäter der vornehmere Vetter deſſelben, der Purismus. Schl. entfernte in dem 1828 als Kritiſche Schriften erſchienenen Widerabdruck ſeiner früheren Aufſätze mit prinzipieller Gründlichkeit und ſehr geſchickt, aber doch vielleicht nicht one Übertreibung alle Fremdwörter. Die vortreffliche Böckingſche Ausgabe ermöglicht überall die Kontrole: z. B. VII. 206: 1798 «ſeñor Caſtellano» (ſcherzhaft), 1828 «der Spanier». — IX. 5: 1798 «Moment», 1828 «Augenblick». — IX. 25: 1798 «Individuum», 1828 «Einzelweſen». — IX. 103: 1799 «Religioſität», 1828 «Frömmigkeit». — IX. 194: 1802 «unſern Zirkel», 1828 «unſern Kreis». — XII. 56: 1800 «poetiſche Kunſtnamen aus der Plaſtik», 1828 «dichteriſche Kunſtnamen aus der Bildnerei» u. dergl.

Am fpäteften endlich konnte der unftät irrende, ¶ 24.
fragmentarifch arbeitende Geift des jüngern Schlegel in den altdeutfchen Studien fesshaft werden. Als Ziel ftellte er diefelben zwar fchon im Gefpräch über die Poefie [97]) den Deutfchen vor Augen; fie müssten «auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn und die alte Kraft, den hohen Geift wider frei machen, der noch in den Urkunden der vaterländifchen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flemming und Weckherlin bis jetzt verkannt fchlummert». Aber gelegentliche, durch Dilettantismus herbeigefürte Berürungen abgerechnet, wandte er felbft fich doch, nach eignem Zeugnis [98]), diefem Gebiet erft mit dem Jare 1802, d. h. mit feiner Überfiedlung nach Paris ernftlich zu, alfo zu einer Zeit, wo der romantifche Kreis fchon in vollfter Auflöfung begriffen war. Deshalb konnte auch fein Archaismus bis dahin nur vereinzelte und der Nachamung Tiecks entfproffene Blüten treiben. Um fo fchneller reifte dann freilich unter gallifchem Himmel feine Germaniftik und mit ihr der Archaismus feiner eignen Poefie. Schon 1803 fchreibt er an Tieck feine Meinung dahin [99]), dass die Nibelungen «ganz Grundlage und Eckftein unfrer Poefie werden» müssten und fein 1809 veröffentlichter «Roland. Ein Heldengedicht nach Turpins Chronik» [100]) fürt auf dem fpanifchen Metrum eine ganze Anzal romantifcher Archaismen daher.

Wenn wir nun im folgenden ein ¶ 25.

Wörterbuch der romantifchen Archaismen

mit Einfchluss benachbarter Wortbildungen

aufzuftellen verfuchen, fo muss Eines vor allem zur richtigen Beurteilung deffelben feftgehalten werden. Es

---

[97]) Ath. III. 1. 86. Fr. Schl. V. 187 wenig verändert. — [98]) Fr. Schl. I. XVI. (Vorrede zur Gefch. der a. u. n. Lit. von 1815). — [99]) Bei Holtei III. 330. — [100]) Jetzt Fr. Schl. S. W. IX. 3 ff.

ist durchweg, wie aus den obigen Ausfürungen erhellt, ein künstlerisches, durchaus kein wissenschaftliches Interesse, welches den Archaismus der Romantiker ins Leben rief. Unsre Schriftsteller wandten ihre literarhistorischen Studien zunächst nur deshalb der Dichtung vaterländischer Vorzeit zu, um dieselbe für ihre eigne Nachdichtung flüssig zu machen, um ihren eignen poetischen Geschmack wie den ihres Publikums dadurch zu bestimmen und zu bilden. «Nicht für Gelehrte, sondern für ernste Liebhaber» bearbeitete Tieck seine Minnelieder. Erst der jüngern Generation erwuchs aus diesem ästhetischen das rein wissenschaftliche Interesse [101]) und erst eine gründlichere Kenntnis der Geschichte unsrer Sprache vermochte später die Auswüchse des romantischen Archaismus zu beschneiden und unsern gegenwärtigen Wortschatz aus unverfälschten Sprachquellen nachhaltig zu befruchten. Deshalb, weil der romantische Archaismus zunächst nur eine gewisse ästhetische Richtung, aber nicht die Anforderungen der Wissenschaft zu befriedigen bestimmt sein konnte, bietet derselbe ungemein vieles, was vor einer tiefern Sprachkenntnis zu Schanden werden musste, was entweder nur in den Zeiten der ärgsten Sprachverhunzung und des Kanzleistils gegolten, oder auch nur nach ungefärer Analogie andrer altertümlicher Formen gebildet war. Trotzdem wird es jenen rein literarischen Zweck zu erfüllen im Stande sein, wenn es nur bei dem Laien-Leser den Eindruck des Altertümlichen hervorruft.

Wir durften uns diesen Gesichtspunkt nicht verrücken lassen und werden deshalb im folgenden die wirklich

---

[101]) Nach T. Krit. Schr. I. IX. hat J. Grimm selbst zugegeben, durch die von jenem veranstaltete Ausgabe der Minnelieder zuerst auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht zu sein, u. Friesen a. a. O. II. 208 berichtet, wie stolz T. immer auf diese von ihm gegebene Anregung altdeutscher Studien geblieben.

mit ſprachgeſchichtlicher Berechtigung erneuerten Worte und Wortformen der Romantiker, mögen ſie nun dem mittelhochdeutſchen oder dem älteren neuhochdeutſchen Theſaurus entnommen ſein, mit den nur pſeudoarchaiſtiſchen, alſo eigentlich neologiſchen zuſammenſtellen. Auch diejenigen dürfen wir nicht übergehen, welche nicht veraltete, ſondern nur veraltende, nicht verba antiquata, ſondern nur antiqua ſind und deshalb vielleicht ſelbſt bei Schiller und Goethe begegnen; denn wenn auch nicht durch den vereinzelten Gebrauch, ſo doch durch ihre häufige Widerkehr und durch ihre Verbindung mit andern änlichen helfen ſie denſelben Schimmer des Vorzeitlichen über die Darſtellung ausbreiten wie die tatſächlich aus der Sprache verſchwundenen Worte. Einige andre idiotiſtiſche oder ſonſt bemerkenswerte Wortformen, Wendungen und Konſtructionen haben wir, die Gelegenheit benutzend, ebenfalls eingefügt, da ſie z. T. wenigſtens denſelben Zwecken dienen. Grammatik und Wörterbuch werden in jedem Falle leicht über den ſprachgeſchichtlichen Wert Auskunft geben. Eine bedingungsloſe Vollſtändigkeit kann das folgende Verzeichnis ſchon deshalb nicht beanſpruchen, weil die Grenze zwiſchen dem lebendigen und dem abſterbenden Wortſchatz ſtets im Fluſſe begriffen iſt.

---

die **Abbatiſſin**: T. II. 85, Gen. «die fromme Abbatiſſin». Aus dem Mittellatein; Äbtiſſin z. B. T. XVI. 371 St. ¶ 26.

abe = ab: T. IV. 186, g. E. «Er tut die Rüſtung abe» (R).

ſich **abſagen** von = ſich losſagen von: T. XIII. 328. Aut.; fehlt bei Gr.

das **Abſein** = Abweſenheit: W. Schl. Sh. Heinrich IV.

Tl. I. V. 4. «Euer Abſein»; Heinrich V. IV. 1. ebenſo; Heinrich VI. Tl. III. II. 2. «In eurem Abſein».

abſeitig, Neubildung: T. II. 320, Rk. «Ich won allhier vom Dorf abſeitig» (R).

ſich abſeitigen, Neubildung: T. XIII. 114, Mel. «Dass ſie ſich alle Sonnabend abſeitiget».

abſonderlich = namentlich, veraltend: T. V. 85, Blaub. «immer ..., abſonderlich in meiner Jugend»; XIII. 115, Mel. u. o.

ſich abtun jemandes: W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. II. IV. 4. Der Prinz wird «Sich der Gefärten abtun»; Heinrich V. II. 4. «Dass ihr euch abtun und entkleiden ſollt | Erborgter Hoheit».

albern, unflectirt: W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. I. I. 3. «Den albern Mortimer».

allbereits, veraltend: T. II. 241, Gen.; X. 351, Z. u. ö.

allerdings = vollſtändig: T. XIII. 78, Mel. «ſeid allerdings unbekümmert».

allerwege: T. X. 261, Z.; XVI. 128, St. = allewege: X. 236, Z. = allerwegen: II. 42, Gen.

alsbalde: T. I. 21, Oct.; Fr. Schl. IX. 20, Rol. u. ö.

alſo = ſo, ſo ſehr, mit oder one folgendes dass: T. XIII. 127, Mel. «Nicht musst du dich alſo ſehr betrüben»; XVI. 408, St. «alſo verwegen» u. o. dergl. — XIII. 123, Mel. «Warum habt Ihr meinen Bruder alſo verfürt, dass er ein Mönch geworden?»; II. 260 Schmerzenreich zu ſeinem Vater von der ſterbenden Gen. «O lass uns beten, dass wir aus den Leiden | Auch alſo rein und ſelig mögen ſcheiden»; IX. 20, Schildb. «Eben alſo iſt es mit der Weisheit».

alt = vor langer Zeit: ſ. verlaufen.

ältern = alt machen u. = alt werden, altern: T. II. 232, Gen. «Der Kummer hatte ſie gar ſehr geältert»; ebd. 239. «Ihr habt geältert, dass es zum Erbarmen».

anden, bei T. grundſätzlich auch für anen, worüber ſ. u. Kap. III. ¶ 36.

anfahn = anfangen: T. IV. 181, g. E. «keiner denkt daran, mit ſich ſelbſt die Beſſerung anzufahn».

angrimmen, fehlt bei Gr.: T. XIII. 168, Mel. Der Lindwurm «grimmt den Ritter an» (R).

anheben: T. Gd. I. 45. «Da der dieſe Wort anhube» (A).

bis anher, veraltend: T. I. 349, Oct.

anjetzt, veraltend: beſonders häufig in T.s Oct. I. 65, 83, 93, 124, 192, 401, 402.

annoch: T. II. 65, 112, 174, Gen.

anrucken = anrücken: Fr. Schl. IX. 37, Rol. «Kommt er ſachte angeruckt» (A).

Anſchlag geben = Rat geben: T. IV. 307—8, Mag. «Darum bin ich älter . . ., dass ich dir guten Anſchlag geben möge».

antworten, antzuworten, kom. = zu antw.: T. X. 152, Z. «Wollt Nachtigall auch höflich ſein, | Ihm Antwort antzuworten».

das Armut = arme Leute. Statt des Gr.ſchen Citates T. III. 374, Fortunat, welches das Geſchlecht nicht erkennen lässt, lieber: I. 88, Oct. «Das Armut erbarmte ſie».

armutſelig: T. XVI. 304, St. «Die Dürftigkeit des armutſeligen Lebens»; XIII. 280, Aut.

die Armutſeligkeit: T. II. 215, Gen.; XIII. 331, Aut. «Wie lieblich jetzt die Welt | In der Armutſeligkeit iſt beſtellt».

artlich, älter neuhochdeutſch und noch mundartlich = artig, bei T. faſt ausſchliesſlich: XVI. 112, St. «weil es mir ſehr artlich dünkte»; II. 160, Gen.; XIII. 310, Aut.; XIII. 72, Mel. — dagegen ebd. 71 «artig».

aufducken = auftauchen: W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. II. I. 2. «Es kann keine gefärliche Affäre aufducken». . .

auferbaulich = erbaulich, wie auch noch bei Goethe mehrfach: T. V. 34, Blaub. «auferbauliche Reden».

aufheben, aufgehaben in alter, richtiger Bildung = aufgehoben: W. Schl. I. 218, Gd. «Da ward fie . . . | Gen Himmel aufgehaben» (R); f. auch erheben.

ausblumen, aufser Gr.s Citat aus T. «die ausgeblumte Frühlingspracht» noch: Gd. II. 95. «Doch weilt mein Aug . . . | Am liebften auf der bunten Welt im Mayen, | Ausblumend, duftend und in Farben brennend».

ausfpreifsen = ausfpreizen, vermutlich dem Simplicius entlehnt: T. I. 340, Oct. Was geht da . . . «So bucklicht, krumm und ausgefpreifst?» (R).

backen = gebacken: T. I. 105, Oct. «backne Pflaumen».

das Bäffelchen, kom. = Befchen, fehlt bei Gr.: T. Nachgel. Schr. I. 119. «Der Prediger fchnallt fich die Bäffelchen um».

balde: Fr. Schl. IX. 111, Gd.

die Bane = Ban, f. Gr. f. h. v. am Ende: Fr. Schl. IX. 8, Rol. «Jene fternenlichte Bane» (A) — ebd. 9.

barmen = erbarmen: T. II. 86, Gen.; ebd. 122 «barmt euch meiner».

fich bedanken einer Sache: T. I. 101, Oct. «der Ehr»; ebd. 179 «der Sorgfalt».

bedunken = bedünken, f. o. ¶ 21, Schluss u. Anm.: T. X. 252, Z. «Sie laffen glücklich fich zu fein bedunken» (R); I. 162, Oct. «Vor jenem Rächer, | Dem unfre Tat nicht wird fo leicht bedunken» (R); Gd. I. 42 (A).

beginnen: T. IV. 311, Mag. «Da begonn ich Schmerz zu fülen»; W. Schl. Sh. Richard II. I. 1. «Dies ende wie's begonn: | Ich fänftige den Herzog, ihr den Son»; ebd. I. 2 «ich begonn» (R); T. Gd. I. 22. «Der Mond . . | Der zu fcheinen fchon begunnte» (A); Fr. Schl. IX. 71, Rol. Kampf wird «begunnen».

behalten, T. XIII. 143, Mel. «die Kinder . . ., | Die ich . . . behielte (R) Indic.; vgl. halten.

beide: T. II. 217, Gen. «Er liebt die Welt und auch uns beiden» (R); W. Schl. I. 135, Gd. «Wenn du so fern herabschaust auf uns beiden» (R).

belonen einer Sache: Fr. Schl. IX. 55, Rol. «des Verrats belonet».

benebst, Kanzleiausdruck = nebst: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. III. 4. «Benebst fünfhundert achtbaren Gefangnen».

sich berümen: T. IV. 302, Mag.

berürig = rürig, mundartlich: T. V. 43, Blaub. «die berürige Unachtsamkeit».

bestan = bestehn: T. IV. 188, g. E. (R).

betulpt: W. Schl. Sh. Sturm IV. 1. «Die Bäche mit betulptem, buntem Bord».

bewendt: T. II. 330, Rk. «Mit der Kirche ist es heut besonders bewendt» (R).

das Bewendnis: Fr. Schl. IX. 109, Gd. «ein sonderbar Bewendnis» (R); Gr. hat nur Bewandtnis.

bewusst: T.s Schr. bieten dreimal unrichtig «ich bin mich einer Sache bewusst». IV. 157, bl. Eckb. «um mich dessen deutlich bewusst zu sein»; XVI. 142, St. «Bist du dich einer Schuld bewusst»; II. 86, Gen. «Ich war . . . mein selbst mich kaum bewusst». — Das Richtige z. B. XVI. 345, St.

blumbewachsen, fehlt bei Gr.: T. IV. 349, Mag. «von blumbewachsenen Höhn». — blumgeschmückt, fehlt bei Gr.: T. I. 395, Oct. — blumgeziert, von Gr. mit Fischart belegt: T. I. 14, Oct. «in dem blumgezierten Garten».

blumen, mittelhochdeutsch bluomen, s. bei Gr. unter «blümen» und «ausblumen»: T. XVI. 151, St. «mit . . blumenden Zweigen»; Gd. I. 26 s. Paradiese; I. 276, Oct. «Blumen . . bedecken . . . blumend ganz den Anger».

blumlos, fehlt bei Gr.: T. Gd. I. 231. «Die Erde ... blumlos und one Gras». — Dagegen X. 280, Z. «Ein blumenvoller Hain».

die Blut: T. Gd. I. 167. «Von dem Apfelbaum in vollen | Sternen hängt die Blut»; Fr. Schl. IX. 42, Rol. «Wie im Maien alles grünet, | Manche rot und weifse Blut»; vgl. Rofenblut.

der Böfewicht: T. I. 397, Oct. »Die zwei Böfewicht»; neben ebd. 398 «die Böfewichter» (R).

brandmalen = mit einem Brandmal verfehen, wie auch fonft, z. B. bei Leffing: T. I. 52, Oct.

der Brau = das Brauen, das Gebräu: W. Schl. Sh. Sommernachtstraum II. 1. «der Brau mifsrät».

der Bronn, Bronne, Bronnen: T. II. 97, Gen. «zu dem hellen Bronn des Auges»; XVI. 255, St. «an des Bronnens Rand»; XIII. 128. Mel. u. ö.; Fr. Schl. X. 12, Gd. «Dem Denker ift Natur der Lebensbronne», wofür freilich im Urtext, Ath. III. II. 166, dogmatifch incorrect «Im fchönen Tempel ift Natur Madonne».

brümmeln, f. Gr. unter brummeln: T. XIII. 324, Aut. «du mürmelft und brümmelft verdroffen» — Nachgel. Schr. I. 130. «verdriefslich brümmelnd».

die Brunft: T. Gd. I. 42 «in tiefen Brunften» (A).

bügellos werden = vom Pferde fallen: T. IV. 302, 323, Mag.

die Bulin, von Gr. nur durch eine Don Quixote-Überfetzung von 1648 belegt: T. II. 149, Gen. «Ich follte mein Gewiffen in mir fchweigen, | Die laute Stimme, die mich Bulin nennt?»

buttig, noch im Volksmunde, wo das Butt das Stechkiffen der Neugebornen bedeutet: T. II. 354, Rk. «ein buttiges Kind».

Chrifte: Fr. Schl. IX. 40, Rol. «Chrifte oder Heide».

Der Dacht: W. Schl. Sh. Hamlet IV. 7. «Eine Art von Dacht»; T. Nachgel. Schr. I. 78. (R), neben Docht, welches z. B. I. 64, Oct.

die Dämmerunge, mittelhochdeutſch demerunge: T. I. 113, Oct. «die ſüſse Dämmerunge».

danken: T. XVI. 348, St. «O gütiges Schickſal, ſei gedankt», eine von Gr. nicht erwänte, wol nach Analogie von bedanken gebildete Konſtruction.

denn warum? vulgär-komiſch: T. IX. 114, W. d. Blaub.; V. 331, verk. W. «Ich mag die nützlichen Leute ungemein gern; denn warum? Sie ſind nützlich».

der; den erweiterten Dat. Pl. denen bei einem Subſt. und folgendem Relativſatz hat T. in groſser Ausdehnung der Sprachverwilderung des 17. Jarhunderts entlehnt: IX. 3, Schildb. «in denen Sachen, die . .»; ebd. 37; XVI. 63, St. «eins von denen Gemälden, die . . .» u. ö.

derjenige, ebenſo wie bei dem vorigen: T. IX. 175, W. d. Blaub. «einer von denenjenigen, die . . .».

dermalen = jetzt, erſt ſeit ca. 1700: T. XIII. 84, 109, Mel. u. ö.

derohalben: T. XIII. 49, Hk.; IX. 284, Abr. Ton.

der Dintenklecker: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. III. 1.

doppel; Gr. hat aus neuerer Zeit nur Voss: T. XVI. 265, St. «mit doppler Macht» — I. 72, Oct. «doppeln Tod» — neben doppelt, z. B. II. 133, Gen. «doppelt ſchärfer»; und gedoppelt, ebd. 59.

dorkeln = torkeln: T. I. 153, Oct. «er . . . dorkelt».

dorten: T. IV. 354, Mag. u. ſ. o.

das Drangſal: T. II. 217, Gen. «manches Drangſal»; neben die Dr., wie z. B. XIII. 141, Mel.

draus = drauſsen: T. XIII. 304, Aut.

dreierhande = dreierlei: Fr. Schl. IX. 41, Rol. ſ. Stuck, vgl. vielerhande.

dringen, ſich dringen: T. XIII. 169, Mel. das Tier «an den Mann ſich drang» (R); II. 264, Gen. «Die Sterne . . . drungen in das irdſche Element»; Gd. II. 21 «wie ihn . . Furcht und Zweifel drungen» (R).

drinne: T. II. 35, Gen. «Er ſitzt . . drinne»; X. 126, Z. u. ſ. o. — neben drinn, I. 289, 291, Oct. — drinnen, I. 300, 334, 387, Oct. — darinne, X. 236, Z. «darinnen, I. 420, Oct.; IX. 173, W. d. Blaub.

drucken = drücken, wie im 16. und 17. Jarh.: T. Gd. I. 37. «Eh ich zu die Augen drucke» (A u. R); 109 u. 236. «Feſt druckte Mund an Mund».

(die) Dummut, kom. Wortſpiel mit Demut: T. XIII. 328, Aut., bei Gr. unvollſtändig citirt: «Doch hör ich . . . | Dich mit Wehmut und Demut und Dummut plagen».

durchſammen, Neubildung = durcheinander und zuſammen: T. X. 259, Z. «durchſammen verwirrt».

dürfen = bedürfen: T. I. 309, Oct. «Darf es dann der andern Götzen?»

der Eigner, veraltend: T. IV. 178, g. E.; I. 379, 412, Oct.; W. Schl. Sh. Hamlet IV. 1. «Der Eigner eines böſen Schadens»; Heinrich V. II. 4 u. o.

ein: Fr. Schl. IX. 72, Rol. «Roland blieb noch eine» (A) = alleine.

der Einſiedel, wol aus dem Simplicius in T.s Wortſchatz gekommen: XVI. 154, St. «die Klauſe eines Einſiedels»; ebd. 328 u. ö.; neben Einſiedler, welches z. B. ebd. 78 u. o.

einſiedliſch: T. II. 270, Gen. «Dort will ich ein einſiedliſch Leben füren».

einzel = einzeln: Fr. Schl. im Ath. III. II. 165 = S. W. X. 11. f. mögen; auch W. Schl. im Sh. bedient ſich mit einer Ausnahme durchgängig dieſer urſprünglichen Form, z. B. Hamlet I. 5. «Jedes einzle Har»; Heinrich IV. Tl. I. V. 1. «Im einzlen Kampf»; dagegen Wie es euch gefällt II. 7. «Dem Einzelnen».

eiſern, in alter Weiſe unflectirt: T. I. 83, Oct. «den eiſern Blick»; flectirt z. B. X. 73, Z.

elfen = elfenbeinern, fehlt bei Gr.: T. II. 214, Gen. «aus dem elfnen Bilde».

elfenbeinern, unflectirt: Fr. Schl. IX. 67, Rol. «mit dem elfenbeinern Horne».

engebrüftig: W. Schl. Sh. Hamlet III. 4. «In diefer feiften, engebrüftgen Zeit».

entbrennen (entbrinnen), tranfitiv und intranfitiv: T. Gd. I. 274. «Ein Feuer er entbrann» (R); T. I. 248, Oct. «Der ift zürnend entbrennet» (R); ebenfo ebd. 365.

entfliehen: T. I. 377, Oct. «die . . Schar entflohe».

entherzen: W. Schl. I. 114, Triftan. «Das Fräulein musste folche Red entherzen» (R); Sh. Heinrich VI. Tl. I. V. 3. «Entherze dich nicht felbft».

entmuten: T. X. 150, Z. «Armee entmuteter Soldaten».

fich entfinnen eine Sache: N. I. 23, H. v. O. «doch kann ich mich .. nichts davon entfinnen».

erbären: T. X. 216, Z., Seitenzal bei Gr. verdruckt, «O wie würd er .... neu erborn!» (R); I. 137, Oct. «So erbiert fie (fc. die Erde) aus dem Sehnen | Liebelechzend reine Waffer».

erbarmen, tranfitiv: f. Armut.

erheben: T. Gd. I. 28. «Mein Arm den Dolch erhube» (A); T. I. 72, Oct. Der ward «erftochen erft, in Lüften dann erhaben» (R) = erhoben, welches z. B. ebd. 232 (R).

fich erinnern eine Sache: T. XVI. 109, St. «was er fich erinnert»; ebd. 117. «Er erinnerte fich die fromme Rürung, die ...»; vgl. entfinnen — einer Sache z. B. ebd. 150, 350 — W. Schl. Sh. Sturm III. 1. «Ich .. erinnere mir kein weibliches Geficht»; Wie es euch gefällt III. 2. «Was ich mir kaum noch erinnern kann».

erklecken: T. XIII. 324, Aut. «Das alles will nicht recht erklecken».

erlamen fälſchlich = erlämen: Ph. (T.) 217. «Dergleichen Gemütsart ... erlamt alle unſre Kräfte».

erluſtiren = erluſtigen: T. X. 199, Z.; IX. 272, Abr. Ton. ſteht «erluſtriren».

erröten = rot machen: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. II. III. 1. «Nicht erröten ſollſt du mich».

erſchallen: Fr. Schl. IX. 56, Rol. Manches Lied «erſcholle» (A).

erſcheinen: T. XVI. 76, St. «Durch Waldesgrüne | Erſchiene (Indicativ) | ... Ein ſüſses Gebild»; ebenſo Gd. I. 40. «Der böſe Feind erſchiene»; W. Schl. I. 228, Gd. «Ein blutrot Kreuz erſchiene» (R).

erſchlagen: T. Gd. I. 45 «er erſchluge» (A). vgl. ſchlagen.

erſtarren, tranſitiv: T. II. 169, Gen. «Künſte, die mir ... mein Blut in Eis erſtarrten».

erſtaunen, tranſitiv: T. XVI. 334, St. «Ihr erſtaunt mich»; X. 273. Z. «Du hätteſt ... die Welt erſtaunt?»

erſtehen: Fr. Schl. IX. 42, Rol. «Wie der ... erſtund» (A).

erwarten jemandes: T. I. 246, Oct. «erwartend deiner Ritter».

fabelweiſe: T. X. 43, Z. «Mein Vater ſpricht zuweilen fabelweiſe»; IX. 46, Schildb.

fahn = fangen: T. XVI. 198, St. u. ö.

fallen: Fr. Schl. IX. 75, Rol. «er .. fiele» (A), Indicativ.

falten: T. I. 144, Oct. «in gefaltner Hand».

fangen: T. II. 255, Gen. (Schmerzenreich, in kindlichem Sprachungeſchick?) «dass mich der Böſe fangt».

feilſchen jemanden = erhandeln: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. V. 5. «So feilſchen niedre Bauern ihre Weiber».

figuriren: T. II. 212, Gen. «Man ſieht, dass Engel es gefigurirt» (R).

finden: T. I. 144, Oct. «Die Wunden ..., durch die das Paradies wir widerfunden» (R); W. Schl. I. 100, Triſtan «wie ich's in alten Büchern funde» (R); Fr. Schl. IX. 58, Rol. «dass kein Feind ihn etwa funde» (A).

(die) Finſter u. Finſtre: T. XVI. 249, St. «Wont im Wald die Dunkelheit, | Dehnt ſich Finſter weit und breit»; Gd. I. 90. «In der Finſtre wird ein Zücken | Wie ein Blitzen angefacht».

fliehen: T. XIII. 30, Hk. «alles flohe»; I. 19, Oct. Venus «flohe».

fliſpern, Neubildung des 18. Jarhunderts: T. II. 335, Rk. «ein Baum da, deſſen Blätter | So heftig fliſpern»; I. 112, Oct. «Der Bäume Fliſpern».

flück, flücke, eigentlich hochdeutſche Form für flügge: W. Schl. Sh. Kaufmann v. V. III. 1. «Dass der Vogel flück war»; Heinrich IV. Tl. II. I. 2. «Deſſen Kinn noch nicht flücke iſt».

forthelfen jemanden: T. XVI. 352, St. «Meine Kunſt hat mich ... fortgeholfen».

die Frau. Die auch bei andern Dichtern vorkommende ſchwache Genitiv- und Dativ-Bildung: T. II. 152, G. «mit der gnädigen Frauen»; ebd. 211 «der armen Frauen (Sing.) Qual» — IX. 18, Schildb. u. ö.

die Freie = freie Luft: T. Ph. 278 (= Gd. II. 85.) «heller ſcheint des Himmels Freie» (R); II. 179, Gen. «in weiter Freie» (R); Gd. I. 134 «in der azurnen Freie» (R).

fremde; dieſe unverkürzte Form bei T. ſehr häufig: XVI. 52, 389, 412 St. u. o; fremd z. B. an der letzten Stelle — = befremdend: W. Schl. VII. 125, Briefe. «Es iſt daher nicht fremde, dass der Menſch ... Verſuche anſtellte ...»

frohe: Fr. Schl. IX. 54, Rol. «Dess ward Roland wider frohe» (A).

frommütig: T. XIII. 130, Mel. «Er wird alsdann frommütig in ſich ſchlagen».

für = vor: T. IV. 313, Mag. «für groſser Liebe» (vgl. ebd. 314, «vor übergroſser Liebe»); Herzenserg. 263 «dass ſie ſich für Aufgeblaſenheit nicht zu laſſen wiſſen»; Fr. Schl. IX. 13, Rol. «für Unheil ... geborgen».

fürchten: T. XIII. 85, Mel. «er furchte ſich»; ebenſo ebd. 91, 110, 116, 113 «dass ſie ſich vor nichts ſo furchten»; Gd. I. 35, 264 «Der Meiſter furchte ihn», ebd. 265, 288 — neben XIII. 102 «er .. fürchtete» u. Gd. I. 269 «ſie fürchteten».

ſich gebrauchen: F. XIII. 21, Hk. «Heymon ... gebrauchte ſich ungemein tapfer»; vgl. ebd. 47; Fr. Schl. IX. 212, Al. «unſer Herr, ... | Der immer ſich ſo königlich gebrauchte».

das Geburtswehe = die Geburtswehe: T. IV. 201, g. E. «ein dauerndes Geburtswehe».

gedünken: N. I. 12, H. v. O. «Es gedäuchte mir, als ſei ...»; vgl. verdünken.

gelungen: T. Gd. I. 281. «Wüsst' er die rechte Märe, | Ihm wär es noch gelungener» (R) = noch mehr gelungen.

das Geluſt: T. II. 9, Gen. «Ich habe gar groſses Geluſt zur Kunſt»; W. Schl. Sh. Was ihr wollt II. 4. «Deren Liebe kann Geluſt nur heiſsen» — neben das Gelüſt, T. I. 114, 246, Oct. — das Gelüſte, T. IV. 318, Mag. — das Gelüſten, X. 347, Z.

das Gemüt: T. XIII. 309, Aut. «in innerſten Gemüten» (R).

geneſen = glücklich überſtehn: T. Gd. I. 265. Ein Linddrache .. «Vor deſſen grimmen Rachen | Der Künſte nicht genas» (R).

die Geniſte = Ginſter, lateiniſch geniſta: W. Schl. Sh. Sturm I. 1. «Braune Geniſte»; ebd. IV. 1. «Stechginſt».

Genoveva, der lateinifch flectirte Accufativ one Artikel neben dem unflectirten mit demfelben: T. II. 201, Gen. «ein Drache ... fürte Genovevam mir hinweg»; u. ö. — dagegen ebd. 220 «bringft du fie, | Die Genoveva, mit?» vgl. XIII. 323, Aut. «So gab ich dir noch ... | Auroram».

der Gefandtfchafter, kom?: T. X. 34, Z. «der himmlifche Gefandtfchafter».

gefchehen: T. IV. 201, g. E. es «gefchahe»; IX. 53, Schildb. u. ö.

gefchlank = fchlank, Neologismus: W. Schl. Ath. III. II. 222 (= S. W. III. 165), Theokritüberfetzung, «dort meine gefchlanken Cypreffen».

die Geftirnung = Konftellation der Sterne: N. I. 22, H. v. O.

das Gewild, Sammelwort von Wild: W. Schl. Sh. Wie es euch gefällt II. 6. «Wenn diefer rauhe Wald irgend ein Gewild hegt».

der Gift = giftiger Hass: W. Schl. Sh. Julius Cäfar IV. 3. «Ihr follt hinunter würgen euren Gift».

glinzen: T. II. 152, Gen., «der Tod ... glinzt aus deinen Augen».

die Glori: T. XIII. 323, Aut. «In eitel Glori und Heiligenfchein» — dagegen z. B. II. 27, Gen. «zur Glorie | Der heiligen Religion».

das Glück: T. XIII. 162, Mel. «Zu böfem Glück (R) | Hatt' ich es unternommen».

das Gramanzen, Neubildung?: T. XIII. 327, Aut. «All das eitle Gewäfch und Gramanzen» (R); vgl. ebd. 322.

granzen: T. XIII. 322, Aut.

grauerlich, nicht nur wie T. XIV. 164, P. Leb. in der Verbindung «fchauerlich u. grauerlich», fondern auch allein: IV. 196, g. E. «Ein wüftes Heer von Zwergen, | Sie nahen grauerlich» (R).

(das) Graufal: T. XIII. 165, Mel. «Er fpricht dem Graufal Hon».

der Greife: T. I. 117, Oct. «Nicht mehr regte ſich der Greife».

der Groſche: W. Schl. Sh. König Johann I. 1. «Sein Groſche»; Heinrich VI. Tl. II. III. 1. «Der Groſche».

gulden = golden: T. Gd. I. 25. «als Münze gulden» (A).

das **Habe** = die Habe: Fr. Schl. IX. 214, Al. «mein beſtes Habe» (R), eine Bildung, zu der wol «das Hab und Gut» verleitet hat.

haben: T. V. 28, Blaub. «Hat ſich was zu lachen»; dieſelbe Redensart V. 332, 343, verk. W.; IX. 199, W. d. Blaub.

der Haber, die eigentliche hochdeutſche Form ſtatt der jetzt üblichen niederdeutſchen: T. XIII. 186, Mel.; ebenſo immer in W. Schl.s Sh. z. B. Sommernachtstraum II. 1; Sturm IV. 1.

das Hackemack = Hack und Mack, armes Volk: T. I. 246, Oct. (R).

halten: T. XIII. 143, Mel. «Der Gemal den teuren Eid nicht hielte» (R) Indicativ; dieſelbe Form I. 280, Oct. «ich ... hielte» (A); Fr. Schl. IX. 240, Al. «es hielte»; IX. 75, Rol. «er hielte» (A).

der Hämmling = Eunuch: W. Schl. Sh. Sommernachtstraum V. 1; Was ihr wollt. I. 2. «Du ſollſt als einen Hämmling mich empfehlen».

der Haſelant = der Haſelirende, Pralhans: T. I. 347, Oct. «ein junger Haſelant».

häſſig = verhasst: T. II. 113, Gen. «er erſchlägt den häſſigſten von allen».

häuptlings: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. I. «Ich will vom Tron den Dauphin häuptlings reiſsen»; ebd. Tl. II. IV. 10.

heiſshunger = heiſshungrig: T. II. 71, Gen. «heiſshungre Schmerzen»; vgl. Gd. I. 195. «das hungergrimme Feuer».

der Helde: T. IV. 188, g. E. «Da nahm der Helde bieder | Ihn auf die Schultern ſein».

die Heldenküne = künheit: Fr. Schl. IX. 70, Rol. (A).

helfen mit Genitiv der Sache, veraltet: T. II. 124, Gen. «Gott helf mir meiner Sünd».

helfenbeinern: T. XIII. 91, Mel. «aus einem helfenbeinernen Schranke».

heraufser = heraus, älter neuhochdeutfch und mundartlich: T. II. 159, Gen. «der Baum die Grüne heraufser lässt»; XIII. 321, Aut. wenn es «fich zu viel heraufser nahm».

herfürkommen: N. I. 156, H. v. O.; T. II. 161, Gen. «fchon kommt die Sat herfür» .. — herfürleuchten: T. XIII. 72, Mel. «Euer .. Herz wie Eure .. Wiffenfchaft leuchten ... herfür» — herfürfchimmern: T. II. 232, Gen. — herfürtreten: T. IV. 192, g. E. u. XIII. 86, Mel.

hernacher, f. heraufser: T. II. 82, Gen. «Der Vater ging hernacher in den Krieg».

fich hertun = fich herbegeben, fehlt bei Gr.: T. XIII. 55, Hk. «Da tat fich einer her ..»

herz, adjectivifch, im 16. Jarhundert auftauchend: T. XIII. 309, Aut. «im herzeften Herzen».

die Himmelsmanna = das H., fehlt bei Gr.: T. I. 20, Oct. «Von der füfsen Himmelsmanna» (A).

hinfüro = hinfort, veraltet: T. XIII. 45, Hk. «wir werden hinfüro in aller Sicherheit leben können»; Herzenserg. 192; W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. I. I. 3. u. ö.

die Hingegebenheit, neuere Bildung, von Gr. nur mit Goethe und Fichte belegt, begegnet dreimal bei W. Schl.: X. 342; XII, 215, 232 — vgl. Fr. Schl. IX. 99, Gd. «beim Kuss der hingegebnen Braut».

die Hirfchin, mit einer Ausnahme (T. II. 265) in der Gen. ausfchliefslich für Hirfchkuh: II. 199. «O fromme Hirfchin»; II. 210. «Die Hirfchin täglich kam das Kind zu fäugen»; ebd. 247, 253.

der Hofedienſt ſ. Gr. unter «Hof» am Ende: T. V. 260, geſt. K. — dagegen z. B. IX. 267, Abr. Ton. «in meinem Hofdienſte».

der Hofemeiſter, ſ. Gr. a. a. O.: T. II. 83, Gen. Er «Macht ihn zum Ritter und zum Hofemeiſter».

holdig, die Holdigkeit: T. Gd. I. 258. «Mit dem ſüſsen, holdgen Mund» .... du «empfindeſt ihre Holdigkeit» (R).

der Hollunke: T. XIII. 119, Mel. «wehre dich, Hollunke» — dagegen V. 199, geſt. K. u. XIII. 322, Aut. «Holunken nur die murmeln in den Bart». — I. 109, 200, Oct. «das iſt der böſeſte Hallunke». — V. 77, Blaub. «Halunk du!» — II. 93, Gen. «wer es tut, der iſt ein Halunke».

die Huldin, Neubildung des 18. Jarhunderts: Fr. Schl. X. 99, Gd.; W. Schl. Sh. Sommernachtstraum III. 2. «O Huldin».

das Hurkind: T. I. 71, Oct.

imgleichen = ingleichen: T. XIII. 49, Hk.

innen werden = inne werden, wofür Gr. nur ältere Beiſpiele hat: W. Schl. I. 219, Gd. «wer die Demutsvolle ſah, | Ward hoher Segnung innen» (R).

irren jemanden: T. XVI. 306, St. «um Gott nicht zu irren» — ebd. 366; X. 259, Z; II. 10, Gen. «Ich weiſs nicht, was den Hengſt im Sprunge irrte»; W. Schl. Sh. Hamlet III. 1. «Nur dass die Furcht ... den Willen irrt».

jemalen = jemals, nach Gr. beſonders um 1700 gebräuchlich: T. IX. 44, Schildb.

das Kabinet: N. I. 206 (Eur) «auf dem Standpunkt der Kabinetter».

der Kalmäuſer = Grillenfänger: T. X. 120, Z.

das Kamin = der Kamin, mundartlich: T. X. 95, Z. «Ich komme durchs Kamin».

der Kanker, langbeinige Spinne: W. Schl. Sh. Hamlet III. 4. «einem Kanker, einem Molch».

Karle: Fr. Schl. IX. 71, Rol. «Alle feine Starken | Sah da fallen Karle» (A); ebd. 22 «unter Karles Schwerte».
der Katz, mundartlich, f. Gr. unter Kater: T. I. 150, Oct. «der grofse Katz» (von einem Löwen).
fich kauzen = fich kauern: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. III. V. 6. «Der Rabe kauzte fich auf Feuereffen».
das Kerlein, nach Gr.s Vermutung von T. der oberdeutfchen, im 16. und 17. Jarhundert gebräuchlichen Nebenform für Kerl «Kerlin» nachgebildet: XIII. 319, Aut. «mein junges Kerlein»; XIII. 119, Mel. «kleines Kerlein»; I. 101, 104, Oct.
das Kind: T. IV. 197, g. E. «Da fieht der Held fchon ferne | Die Kind in Sicherheit»; die übliche Form ebd.
kitzen = junge Katzen, Kitzen, werfen; W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. I. III. 1. «Hätt' eurer Mutter Katze nur gekitzt».
klägelichen, Adverbium: T. I. 192, Oct. «Was kommt denn da fo klägelichen | Mit Beten, Weinen angefchlichen?»
klingen: T. II. 330, Rk. «die Orgel klung» (R); Fr. Schl. X. 10, Gd. «Felfen klungen» (R).
die Klinze = Klinfe, Klimfe, Spalte: W. Schl. Sh. Sommernachtstraum III. 1. «durch die Klinze follen Pyramus und Thispe wifpern».
die Kluft, der älter neuhochdeutfche fchwache Plural mehrfach im Intereffe der Affonanz: T. Gd. I. 26 «in grofse Kluften» (A); ebd. 46 «Gefchrei erfüllt die Kluften» (A); I. 309, Oct. «einfame Felfenkluften» (A) — dagegen XVI. 228 St. u. Gd. I. 39 «die Klüfte».
knechtlich: T. II. 112, Gen. Du «lehrft mich knechtlich fein».
die Köcherei: T. II. 171, Gen. «ehe die Köcherei kalt wird».
königifch = königlich: T. IV. 302, Mag. «der Königfche wurde bügellos».

können: T. IV. 175, g. E. «Wenn ich mehr lonen kunnte, (R) | Ich gäbe gern noch mehr»; II. 361, Rk. «was haſt du für nen grofsen Mund! | Deſto beſſer er dich freſſen kunnt».

köpflings = kopfüber: T. VII. 310, W. Lov. u. Nachgel. Schr. I. 88. «Mich köpflings untertauchen».

kraufen = kräufen, kraus machen: W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. II. III. 1. Die Winde «kraufen ihnen (fc. den Wogen) das ungeheure Haupt»; Heinrich V. II. 3. «Burfch, kraufe deinen Mut».

kriegen: T. II. 122, Gen. «Haſt fchlimme Botfchaft aus der Heimat kriegt?»

die Kriſtall: T. IV. 223, Rb. «Die Kriſtallen weinen».

das Kül = die Küle, Neubildung des 18. Jarhunderts: T. I. 271, Oct. «Nein, es iſt ein füfs Ermatten, | Wie das Kül im Waldesfchatten».

kündig = allbekannt: W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. II. IV. 3. «Ein kündger Meuter biſt du».

künſtlich = künſtlerifch: Ph. 20 «ein künſtlicher ... Mann»; ebd. 28; dagegen 129 «unkünſtlerifch».

der (das?) Kuppel = die Kuppel, ältere Form für Koppel: T. IX. 262, Abr. Ton. «ein Kuppel Bediente»; W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. IV. 2 «von Kuppeln fränkfcher Hunde».

der Landesmann = Landsmann: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. I. 2. «Ein Landesmann von uns»; ebd. 5. «Hört, Landesleut».

der Läppifch = Lappe, Laffe: T. I. 254, Oct. «ein junger Läppifch».

lärmig, Adjectiv von lärmen: W. Schl. Sh. Richard II. I. 3. «von lärmgen Trommeln».

mein Lebstag: T. I. 136, Oct. «Mein Lebstag kommt's mir nicht in Sinn»; dagegen ebd. 204. «Mein Lebtag nicht vergess ich's»; V. 10, Blaub. «Mein Lebtage».

leiden: Fr. Schl. IX. 47, Rol. «Wo den Tod Sanct Peter litte» (A) Indic.

der Lethe = die Lethe: Ph. 58. «eine kryſtallene Zukunft wird der Lethe»; ſo auch ſonſt meiſt, z. B. Schiller in Hektors Abſchied u. Jungfrau v. O. III. 2.

letzt, Adverb. = neulich, vor kurzem: T. II. 183 u. 220, Gen. «letzt kam der Bruder her mich zu beſuchen»; u. o.

auf die letzt = letzte Zuflucht: W., Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. II. III. 1. «auf die letzt gerettet».

—lich; die von Adjectiven gebildeten Adjectiva und Adverbia auf —lich ſ. u. Kap. III. ¶ 37.

das Licht: T. II. 180, Gen. Sie tragen Scheue | «In Formen, Farben, Lichten | Zu Körpern ſich zu dichten»; dagegen ebd. 181 «mit Lichtern».

lichten = leuchten: T. II. 115, Gen. «die Feuerwürmchen ... | .. flattern lichtend durch die grünen Moſe».

liebliche, Adverb: T. Gd. I. 278. «Der Bach ging dahin rieſelnde | ... Und widerſtreitend liebliche | Sang manche Nachtigall».

liebwert: T. II. 132, Gen. «liebwerteſte Frau Gräfin».

mancherhande = mancherhand: T. I. 353, Oct. «Ich habe Studien gar mancherhande» (R).

der Mann: T. IV. 174, g. E. «Du haſt viel Mann geworben».

Männiglich = Mann für Mann: T. XVI. 17, St. «Dass ſich männiglich bemüht, die Kunſt immer höher zu treiben».

mannlich = männlich: T. XIII. 157, Mel. «gar mannlich»; Fr. Schl. IX. 30, Rol. «mannlich ſtreiten».

mauzen = mauen: T. V. 382, verk. W. «als ſie ſo wunderbar mauzten und prauzten».

mein: T. XIII. 159, Mel. «Kein Mann darf meine werden»; ſ. ein.

die Menſchgeſtalt = Menſchengeſtalt: T. X. 6, Z.

die Metzig = Schlachthaus, schwäbischer Provincialismus: T. I. 178, 182, 186, Oct. «Ich kam in die Metzig».

Missbelehrt: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. V. 4. — Missbeschaffen, Missbeschaffenheit: Julius Cäsar I. 3. — Missnehmen = missverstehn: Richard II. III. 3. — Missnennen: ebd. I. 3. — Missziemen: Heinrich IV. Tl. II. V. 2; Heinrich V. II. 4.

mögen = vermögen: T. II. 173, Gen. «Zwar mag die List wol viel und Heuchelei»; Fr. Schl. Ath. III. II. 165 (= S. W. X. 11) «Was mögen Einzle?» — Mag wol, dass .. = es mag sein, dass ..: T. XVI. 78, St. «Wol mag's, dass ihm Treulieb entgegen zieht»; II. 229, Gen. «Mag wol, dass er mich noch in Leiden übt»; ebd. 113. «Wol mags, dass mir der fernste Wunsch gelinget»; Gd. III. 69 «Mag wol, dass er die schönsten pflückt».

der Mondtag = Montag, Sprachpedanterie im Anfang dieses Jarhunderts: T. XIII. 83, 84, 85, Mel. «Am Mondtag Morgen ritt der Graf . . . aus».

müffig = muffig, dumpfig: W. Schl. Sh. Romeo und J. V. 1. «müffger Samen».

mühlen = mahlen: T. XIII. 288, Aut. «Vom Grossen und Starken, das sie mühlen» (R).

mürmeln = murmeln: T. XIII. 324, Aut.; s. brümmeln.

muten: T. I. 330, Oct. «Zu den Zelten treten sie | Froh gemutet, lieblich heiter»; W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. V. 4. «Der Franzosen hochgemutem Volk»; ebd. 5 «Einer Frau, | Gemutet wie die schöne Margaretha»; ebd. Tl. II. II. 3. «Nie sah ich schlechter einen Kerl gemutet»; Hamlet II. 2. «Ein blöder, schwachgemuter Schurke.»

die Nacht: T. II. 225, Gen. «Lebendig ich ihn auch bei Nachte sah».

die Nachtigalle: T. Gd. I. 227. «Es ist die Nachtigalle» (R).

die Nähe: T. II. 213, Gen. «Es war ein Felfenaltar in der Nähen» (R).

närren = zum Narren haben: T. XIII. 277, Aut. «Man närrt fich nur»; W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. I. 3. «Werd ich von kotgen Buben fo genärrt?»

der Nebenbule = Nebenbuler: T. X. 378, Z. «'Ne neue Loge, andrer Nebenbule» (R); W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. I. I. 3. «one Nebenbulen».

das Nickel = der Nickel, gemeine Weibsperfon: W. Schl. Sh. Heinrich V. V. I. «Spielt Fortuna nun mit mir das Nickel?» Heinrich VI. Tl. II. I. 3. «Ein fchlechtgebornes Nickel».

niederfchlagen: T. Gd. I. 36. «Dass ich ihn ... Mit der Lanze niederfchluge» (A).

niemalen = niemals: T. IV. 181, g. E.; V. 377, verk. W.; XIII. 35, Hk.; X. 214, Z. «So etwas ift mir bis dahin noch niemalen begegnet»; u. ö.

noch ... noch = weder .. noch: T. X. 194, Z. «Noch Menfchenkraft noch Zauberfpruch»; II. 28, Gen. «noch Gefar noch Tod foll mich erfchrecken»; W. Schl. I. 49, Gd. «Noch Krankheit kannten fie noch Furcht noch Klage»: ebd. 87. Desgl. o. im Sh., z. B. Julius Cäfar I. 3. «Noch felfenfefte Burg, noch ehrne Mauern».

nunmehro, Kanzleiftil: T. XIII. 34, Hk. «ich kann ihnen nunmehro auch nicht helfen».

ofte, die unverkürzte Form für oft: T. XVI. 361, St. «fagen, was fo ofte mir gebangt»; I. 221, Oct. (A) — N. I. 107, H. v. O. «Seine fparfame Erfcheinung ift woltätig, öfterer wird fie ermüdend und fchwächend»; fo auch fonft, z. B. Caroline II. 360. «Unter dem Tifch ift fie öftrer zu finden als drauf»; und aufserhalb der Romantik, z. B. Schiller, Braut v. M. (Goedeke XIV. 84), «In der hohen Häupter ... Streit | Sich ... drängen, | Bringt wenig Dank und öfterer Gefar».

oftermals: W. Schl. Sh. Kaufmann v. V. I. 3. «Viel und oftermals habt ihr ... mich geschmäht».

das **Paradiese**: T. Gd. I. 26. «Da erwuchs das Paradiese | Aus fünf Wunden göttlich blumend» (A).

prachten = prangen, veraltet: T. XIII. 156, Mel. «Und Rubin und Smaragden | Sah man erschimmernd prachten».

sich **Rache** nehmen = Rache nehmen: T. I. 116, Oct. Sie schwur «An der Löwin mindstens Rach | sich zu nehmen».

rennen: T. XIII. 138, Mel. «er .. rennte mit solcher Gewalt auf den Riesen los, dass ..»

der Reuter, bei T. vielfach neben dem jetzt üblichern Reiter: XVI. 140, 220, St. «Ein Trupp Reuter». Mehrfach weichen auch die Texte von einander ab, z. B. vgl. XVI. 348, St. mit Gd. I. 70.

der Reverenz: T. XIII. 84, Mel. «Er .. machte einen zierlichen Reverenz»; auch von Goethe im Götz, Act II, letzte Scene, gebraucht; die Reverenz z. B. IX. 268, Abr. Ton.

rieselnde, Adverbium: T. Gd. I. 278, s. liebliche.

ringen: T. XIII. 139, Mel. «Hierauf rungen die beiden aus allen Kräften».

risch: T. XIII. 350, Aut. u. 165, Mel. «er ... schreitet risch hinan».

die Rosenblut: T. XVI. 245, St. «Wie Liebestraum | Hängt Rosenblut um Felsenklüfte».

der Rudel: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. IV. 2. «Ein kleiner Rudel scheues Wild»; dagegen ebd. Tl. III. III. 1. «Das Rudel».

sich rüppeln (rippeln) = sich zum Widerstand regen: T. Nachgel. Schr. I. 116. «Wenn es auch so langweilig (sc. im Theater) ist, dass man zwölfmal hintereinander niest, so darf sich doch kein Mensch rüppeln»; W. Schl. Sh. Sturm V. 1. «Sie können sich nicht rippeln».

rückkehren: T. II. 147, Gen. «er mag rückkehren»; ebd. 261. «rückgekehrt»; W. Schl. Sh. Heinrich V. V. Chorus desgl.; Heinrich VI. Tl. II. III. 2. Wo es «nicht rückkehrt»; T. I. 393, Oct. «rückzukehren»; W. Schl. Sh. Hamlet I. 2. ebenso — rückrufen: T. Ph. 92. «rückgerufen» — rückwünschen: T. X. 369, Z. «mit Tränen | Hab ich Dich rückgewünscht» — rückziehen: T. X. 245, Z. «Rückgezogen alle Gäste».

salz, Adjectiv, Neubildung? W. Schl. Sh. Romeo u. J. III. 5. «Diese salze Flut»; Sturm I. 2. «Mit salzen Tropfen»; ebd. «Der salzen Tiefe»; Heinrich VI. Tl. I. I. 1. «Lache salzer Tränen».

sanfte: T. Gd. I. 41. «sanfte | Herrscht im Tal und Wald die Ruhe».

saugen = säugen: T. XIII. 143, Mel. «Ich habe sie an meiner Brust gesogen» (R).

der Schatte, ursprüngliche Form für Schatten: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. II. 3. «Dein Schatte»; ebd. «mein eigner Schatte»; aber ebd. auch die jetzt übliche Form «sein eigner Schatten»; ebd. Tl. III. IV. 6. «Ein Doppelschatten».

die Schelmin: W. Schl. Sh. Kaufmann v. V. V. 1. «Eine kleine Schelmin».

die Scheue, ungekürzte Form für Scheu: T. Gd. II. 207. «In der Höle Arm gefangen | Bin ich dennoch one Scheue»; T. II. 180, Gen. dsgl. s. Licht.

der (das) Schilde = Schild: T. Gd. II. 18. «Sei mir du, Maria, milde | Gegen dieses Leben wilde, | O du süsses Gottesbilde! | Deine Liebe sei mein Schilde!»

schlafen: Fr. Schl. IX. 213, Al. «Der Schmerz, der nie in meiner Brust noch schliefe» (R). Indicativ.

schlagen: Fr. Schl. IX. 75, Rol. «wie er auch schluge» (A); vgl. erschlagen und niederschlagen.

der Schlepp, scheinbar mundartlich: W. Schl. Sh.

Heinrich VI. Tl. II. I. 3. «Der Schlepp von ihrem fchlechtften Rocke»; die Schleppe z. B. ebd. Tl. I. III. 3.

der Schliffel = Schlüffel, träger Menfch: T. X. 35, Z. «feht doch die Schliffel von Hofleuten».

die Schluft, mit fchwacher Pluralbildung: T. IV. 190, g. E. «aus den Bergfchluften»; Gd. I. 47. «in diefen Schluften» (A); I. 391, Oct. «in Waldesgrün und Schluften» — dagegen XVI. 177, St. «In Abgrunds Schlüften».

fchollern: T. XIII. 318, Aut. «Was kommt herauf die Treppe fchollern, | Mit fchwerem Tritt herauf fich kollern?»

fchreiben: Fr. Schl. IX. 120, Gd. «Du, von der Gott felber fchriebe» (R). Indicativ.

fchreien: T. I. 120, Oct. Ich «fchriee laut». Indicativ.

fchreiicht, Adjectivum von fchreien: W. Schl. Sh. Wie es euch gefällt IV. 1. «fchreiichter als ein Papagei».

der Schriftenfteller, ironifch?: T. XIII. 275, Aut. «Sie find wol auch ein Schriftenfteller?» (R); Fr. Schl. Ath. III. II. 237 (= S. W. X. 43, Gd.) «Der Schriftenfteller albernfte Tendenzen».

fchroten = auf Leiterbäume wälzen: T. XIII. 148, Mel. «Die Gefangenen nahmen einen grofsen Karren und fchroteten den ungeheuren Riefen darauf».

fchüchtern = einfchüchtern: T. II. 111, Gen. «den Freund in ihrem Herzen . . . zu fchüchtern».

fchweigen = fchweigen machen: T. Ph. 223. «ein . . Meer . ., das kein . . Pofeidon . . fchweigt»; II. 149, Gen. f. o. «Bulin».

die Schwerterfaften = das Faften der Schwerter; die Faften, Singular = die Fafte, Sing. = die Faften, Plural: T. II. 124, Gen. «Die Schwerterfaften ift nun aus».

ſchwimmen: W. Schl. Ath. I. 1. 113 (= S. W. III. 110). «Beide ... ſchwommen»; Fr. Schl. Ath. III. II. 166. «Schwömm auch allein ... ſein Nachen» (wo S. W. X. 12. «ſchwämm» corrigirt iſt); T. I. 369, Oct. «Als wir ... ſchwommen» (R).

ſchwingen: T. IV. 194, g. E. «Wie ſich die Tön herüberſchwungen» (R); XVI. 372, St. «Der Geſang ſchwung ſich wunderſam hinüber»; II. 216, Gen. «Die Vöglein ſich auf Hand und Häuptlein ſchwungen» (R).

ſehen: T. Gd. I. 274. «Mit Freuden er das ſach» (R); I. 355, Oct. «das ſchönſte Tier, das ich je ſahe» (R); und ſo häufig.

ſein: T. Gd. I. 265. «Ein giftiger Linddrache | Dort in dem Walde was» (R); IV. 173, g. E. «Die Knecht geflohen ſeind»; I. 102, 135, Oct. u. ö. ebenſo.

ſelb, ſtatt der Ordnungszal mit der Grundzal verbunden: W. Schl. Sh. Sommernachtstraum IV. 1. «Wir .. drei ſelb drei».

ſelbſt: T. XIII. 309, Aut. «in ſelbſteſten innerſten Gemüten».

ſetzen: T. XIII. 116, Mel. «ſo dass er ſich eilig zu Pferde ſatzte»; W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. 1. 1. «Das ganze Heer entſatzte ſich ob ihm».

ſiebentens = zum ſiebenten Mal: T. X. 311, Z. «Der Vorhang ſinkt zuletzt und jeder meint, | Wie er ſechsmal ſich aufgerollt, ſo könnt er | Mit gleichem Grund es ſiebentens verſuchen».

Siegefried, Siegfriede = Siegfried: T. II. 85, Gen. alle lobten «den Edelſinn des Grafen Siegefried»; Gd. I. 278. «Siegfriede ſaſs dann wider».

ſiegeprangend: W. Schl. Sh. Romeo u. J. V. 3. «ein ſiegeprangend Grab»; Heinrich VI. Tl. I. III. 3. dagegen «Der tolle Talbot ſiegprang eine Weil»; Julius Cäſar I. 1. «der ſiegprangt».

ſieglos: T. XIII. 106, Mel. «Wie die Böhmen ihren

König fallen ſahen, wurden ſie völlig ſieglos»; ſ. ebd. 107.

Sigismunde = Sigismund: T. Gd. I. 24. «es ſpricht ſein Son . . | Der ihn liebt, Son Sigismunde» (R).

ſingen: T. II. 87, Gen. «Was ſeine Engel ſungen»; ebd. 216; II. 330, Rk. «Der Kanter ſung» (R); Gd. I. 274.

ſo, zur Fortleitung der Erzälung, beſonders in der Verbindung «dazu ſo»: T. XIII. 48, Hk. «Mein Pferd war tot; dazu ſo hatten ſie mir mein Schwert zerſchlagen»; vgl. ebd. 43, 63 u. IV. 302, Mag. XIII. 106, Hk. «Meine Mutter iſt geſtorben, ſo haben mir die Türken meinen Herrn Vater . . . verbrannt» — ſo = um ſo, deſto, wie auch noch bei Schiller u. a. öfter: V. 354, verk. W. «So mehr jenes tätig iſt, ſo mehr erſcheint dieſes faul»; II. 111, Gen. «Langſam . . . und ſo ſichrer müsst ihr gehn»; I. 62, 107, 357, Oct. «Je mehr man Dich anſchaut, ſo mehr Verlangen | Hat man Dich anzuſehn».

ſonderbar = beſonders, ausgezeichnet: T. XVI. 114, St. «Alle Kunſtwerke . . . tragen die Spuren an ſich, dass ſie der Meiſter mit ſonderbarer Liebe zu Ende fürte»; XIII. 85, Mel. Wir «rechnen es uns zu ſonderbarer Ehre».

ſonderlich, Adjectiv = ſonderbar: N. I. 39, H. v. O. «Sonderlich war es, dass eine Sage umherging . .»

ſonderlich, Adverb = namentlich: T. XIII. 70, Mel. «in vielen Wiſſenſchaften . ., ſonderlich in der Kunſt der Aſtronomie»; vgl. abſonderlich.

ſonderlichen, Adverb: T. X. 201, Z. «Auch trägt er wol an ihm nicht ſonderlichen ſchwer».

der Sone = Son: T. IV. 174, g. E. «Ihm folgt die Schar verwegen | Und auch der Sone ſein».

ſonſten = ſonſt: T. XIII. 92, Mel. «Sonſten war ſeine übrige Geſtalt adelich und ſein».

der Spaden: T. IX. 21, Schildb. «ein .. Gärtner, der .... die Blumenwurzeln mit ſeinem Spaden zerſticht».

der Spektakul: T. V. 271, geſt. K. «das iſt ja ein hölliſcher Spektakul»; V. 418, verk. W. — dagegen XIII. 306, Aut. «Schon als Knabe lief ich zu manchem Spektakel hin».

ſpielende = ſpielend: T. Gd. I. 280. «In Schild und Harniſch ſpielende | Vergieſst er vieler Blut».

ſpringen: Fr. Schl. IX. 72, Rol. «es ſprunge» (A).

ſpüken: W. Schl. Sh. Sommernachtstraum III. 1. «Es ſpükt hier»; Hamlet III. 2. «die ware Spükezeit»; dagegen Sommernachtstraum III. 2. Was ſpuken hier .. für Abenteuer?» u. Wie es euch gefällt III. 2. «Es ſpukt hier».

die Stegereifen = Stegreifen, Steigbügel: T. I. 269, Oct. «Er lässt die Stegereifen fallen» — Redensart, T. V. 203, geſt. K. «aus dem Stegreif»; ebd. 238 «aus dem Stegereife»; W. Schl. Sh. Hamlet II. 2. «für den Stegereif».

ſtehen: T. Gd. II. 14. «An dem Kreuz die Mutter ſtande, | Schmerzen fült ſie vielerhande, | .. | Wie der Heiland überwande»; ebd. «Wo das Kreuz in Tränen ſtande»; I. 144, Oct. Die Wunden, «die ſchmerzlich blutend liebreich offen ſtunden» (R); ebd. 181, 207, 383. «Die noch in dem Streite ſtunden» (A); Fr. Schl. X. 105, Gd. «Die Burgen ſtunden» (R); IX. 57, Rol. «nach dem Felſenblocke | ... der da ſtunde» (A).

die Stirn: W. Schl. I. 87, Gd. «Die Mitra iſt der Stirnen aufgedrückt».

ſtrauben, ſonſt nur intranſitiv, erſcheint tranſitiv: W. Schl. Sh. König Johann IV. 3. «Nun ſtraubet ... der Krieg den zorngen Kamm».

das Stuck = Stück: Fr. Schl. IX. 41, Rol. «dreierhande Stuck» (A).

fünden, noch älter neuhochdeutſch: T. XIII. 160, Mel. «Wir . . . haben ſchwer geſündet» (R); I. 162, Oct. «dass kein Gedanke gegen dich geſündet» (R).

der Talp = Tolpatſch, vgl. Weigand, deutſches Wörterbuch, s. h. v.: T. I. 182, Oct. «Ich meine, groſser Talp, . .» häufiger dafür bei T. der Tölpel, z. B. I. 209, Oct. u. o.; tölpiſch, X. 121, Z.

der Tandmann = Poſſenreiſser: T. V. 102, Blaub. «euer Tandmann, euer Pickelhering iſt ein erbärmlicher Kerl».

tänzeln jemanden: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. II. I. 3. «Sie närrt dich und tänzelt dich wie ein Kind».

der (das?) Tappe = die Tappe, Tierfuſs: T. I. 119, Oct. Der Affe «hub bald ein Tappen auf und bald den andern».

der Taus = Daus: T. I. 158, Oct. «Ei, der Taus!»

trallern = tra-la ſingen: W. Schl. Sh. Sturm III. 2. «Wollt ihrs Liedlein trallern?»

die Trebern, in noch jetzt mundartlich vorkommender ſchwacher Biegung = Treber: W. Schl. Sh. Wie es euch gefällt I. 1. «Soll ich eure Schweine hüten und Trebern mit ihnen eſſen?» Heinrich IV. Tl. I. IV. 2. «Vom Schweinehüten und Trebern freſſen».

die Trulle, Weibsperſon: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. II. 2. «Den Dauphin . . und ſeine Trulle»; ebd. Tl. III. I. 4. «Eine Amazonen-Trulle».

die Trutſchel, Schmeichelname für ein dickes Frauenzimmer: W. Schl. Sh. Romeo u. J. II. 4.

der Tuckmäuſer, richtiger als Duckmäuſer: T. II. 92, Gen. «Biſt du auch da, Tuckmäuſer?»; XII. 94, Herr von Fuchs; W. Schl. Sh. Was ihr wollt II. 3. «Das Fräulein iſt ein Tuckmäuſer».

tugendlich: T. II. 144, Gen. «Sie iſt ſo keuſch, ſo tugendlich und rein».

tun, die altertümlich-kindliche Umſchreibung des Zeit-

worts durch tun mit dem Infinitiv von T. ſehr häufig, namentlich in der Gen., angewandt: II. 204, 215, 230. «Kein Gedanke mich hier erreichen tut» (R) — etwas dazu tun: T. X. 174, Z. u. V. 333, verk. W. «Warum tun denn Fürſten und Herren nicht in Zeiten dazu?»

zum übeln nehmen = übel nehmen: T. XIII. 85, Mel. «Ihr nehmt mir dieſen ... Rat nicht zum übeln».

überpürzen = kopfüber ſtürzen (H. Sachs «vberburtzen»): T. XIII. 290, Aut. «Du könnteſt dich überpürzen» (R); Nachgel. Schr. I. 145. «So muss die Dummheit ſelbſt ſich überpürzen» (R); vgl. IV. 140, Phantaſus «Im Pürzen, Springen, Kollern».

überwinden: T. Gd. II. 14 er «überwande» = überwand, ſ. ſtehen.

ungehirnt: T. I. 161, Oct. «ungehirnte Toren».

ungemut = mutlos: T. Gd. I. 271. «Ich diene zagen | Und ungemuten Leuten»; ebd. 286 «ungemutet».

die Ungetreue = Untreue: T. XVI. 397, St. «Eiferſucht und Ungetreue ſchweigen».

unglaubig: T. XIII. 121, Mel. «So rüſtete er ſich ... um alle Unglaubigen ... zu vertilgen».

unrechtlich = unrichtig: Herzenserg. 45. «etwas Falſches und Unrechtliches» in den Lichtern und Schatten der Gemälde.

ſich unterſtehen: T. XVI. 103, 362, St. «Ich unterſtund mich dich zu lieben» — dagegen V. 259, geſt. K. «ich unterſtände mir nicht, den Mund aufzutun»; vgl. bewusst.

unwiſſend ſeiner = one ſein Wiſſen: T. Gd. I. 283. Es «Fiel doch unwiſſend ſeiner | Ein Blatt ab von der Lind»; vgl. II. 255, Gen. «On Wiſſen und on Willen meiner».

der Urſacher: T. I. 216, Oct. «Deines Hons | Urſacher»; dagegen ebd. 244. «Ich ſelber war Urheber meines Schickſals».

ſich verblinden jemandem = ſich blind machen gegen: T. I. 147, Oct. «Wer wollte deiner Allmacht ſich verblinden?» (R).

verbollwerken: T. I. 41, Oct. «Dein hartes Herz, | Verbollwerkt und verſchloſſen gegen mich».

verbrennen (verbrinnen): T. Gd. II. 17. «Bis er liebend ganz verbronnen» (R).

verdünken = dünken: N. I. 58, H. v. O. «Auch habe es ihm verdünkt, wie wenn ...»

die Vergabung = Begabung, Belehnung: T. XIII. 80, Mel. «am Tage der Vergabung».

vergeben = vergeblich: T. II. 98, Gen. «Wie viel vergebne Worte das nun ſind»; die Beiſpiele aus Goethe u. a. ſ. bei Weigand, deutſches Wörterbuch II. VII.

verkünden: T. XIII. 323, Aut. «Des heilger unentweihter Mund | Der Gottheit Tiefe hat verkundt».

verlaufen: T. XIII. 52, Hk. «Reynold gedachte der verlaufenen Taten nicht mehr»; II. 41, Gen. «Die Beſchreibung | von Sanct Laurentio ... | Nebſt andern alt verlaufenen Geſchichten».

verlieren: T. XIII. 131, Mel. «Doch iſt es, Reymund, Deine eigne Schuld, | Dass Du verleurſt des Glückes Lieb und Huld».

verrucken = verrücken: T. Gd. I. 37. «Gehe hin, den Stein verrucke» (A. u. R).

verſchlimmern = ſich verſchlimmern, ſchlimmer werden: T. X. 150, Z. «Es iſt ſchon viel, | Wenn es (das Stück ſc.) nur nicht verſchlimmert».

verſehen: T. XIII. 12, Hk. «der ſich . . . verſahe»; vgl. ſehen.

verſtummen = verſtummen machen: T. I. 352, Oct. «bis ich verſtummt der Chriſten hündiſch Bellen».

vervielfälten = vervielfältigen: T. I. 135, Oct. «Das heiſst die Buſse vervielfälten» (R).

ſich verwägen: T. XIII. 146, Mel. «An Eltern darf kein Kind die Hände legen, | Es folgt der Fluch, wer alſo ſich verwegen» (R) = verwogen.

vielerhande = vielerhand: T. Gd. II. 14. f. ſtehen.

vielgrün: T. XVI. 75, 77, St. «Wone ſtets bei mir | Im vielgrünen Walde hier».

viergefüſst = vierfüſsig: T. IX. 25, Schildb. «ob er Vogel oder viergefüſst ſei».

die Vogelſcheu: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. I. I. 4, dagegen ebd. Tl. III. V. 2. «Eine Scheuche».

vorjetzt = für jetzt: T. XVI. 31, St. «vorjetzt will ich nach Flandern und dann nach Italien».

vormalig, Adjectiv: N. I. 117, H. v. O. «ein bequemes Haus von vormaliger Bauart».

die Waiſin: T. XIII. 106, Mel. «was ſoll ich arme, Vater- und Mutterloſe Waiſin doch wol anfangen!»

die Waldeinſamkeit, Neubildung: T. IV. 152; vgl. die Kritik der Freunde T.s an dem Wort bei Köpke, L. Tieck I. 210, u. die gleichnamige Novelle T.s, XXVI. 473 — der Waldſchatten, T. X. 231, Z.

wälzende = wälzend: T. Gd. I. 282. Der Drache lag «Sich in den Gluten wälzende» (A).

wannehr, vulgär = wann: W. Schl. Sh. Heinrich IV. Tl. I. II. 1.

von wannen: T. XIII. 84, 97, 118, 138, 140, Mel. «wer oder von wannen er ſei».

wärend: T. II. 213, Gen. «Das Bild ſtreckt ſeinen Arm in wärend Klingen» (R) = bei wärendem, fortdauerndem Klingen.

ſo warlich = ſo war: T. I. 40, Oct. «So warlich ich der Unruh, die dich quälet, | Unſchuldig bin, erhöre meine Bitte» — dagegen z. B. X. 12, Z. «So war ich ehrlich bin».

wasmaſsen = welcher Maſsen: T. XIII. 143, Mel. «Auch hab ich dieſes Bildnis fertgen laſſen, | ... |

Damit ein jeder weifs, der kömmt, wasmafsen (R), | Er vordem war ein mächtger Fürft der Welt».

der Weberfpul: Ph. 162 «dass das Schickfal feinen Weberfpul nur fo hin oder fo hin zu werfen braucht».

weder . . . weder = weder . . noch: T. X. 193, Z. «Du kennft die Menfchheit weder, weder mich»; vgl. noch.

fich wegen = fich bewegen: T. IV. 236, Rb. «Die Figur . . . wegt fich in allen Linien».

wer, was: T. II. 17, 266, Gen. «Ich wage nicht, was in die Hand zu nehmen»; I. 51, Oct. «Es nahet wer»; ebd. 167. u. f. o. I. 252, Oct. «So tretet was bei mir herein» = etwas, eine Weile — XVI. 8, St. «Mir fiel ein, was er ein vortrefflicher Mann ift»; ebd. 15. «O, was ich mir fchon oft gewünfcht habe . .!»; ebd. 207 «was ich mir wünfche . .!»; II. 9, Gen. «Was das Pferd Sprünge den Berg herunter macht!» I. 201, Oct. «Was das gebaut ift!»

wilde = wild: T. Gd. II. 18. f. Schilde.

wildmutig: T. Gd. I. 267. «Siegfried trat ein wildmutig» (R).

willen = um . . willen: W. Schl. Sh. Heinrich VI. Tl. III. I. 3. «Erbarm dich, deines Einen Sones willen».

wiffend fein einer Sache: T. XIII. 10, Mel. «weil fie der Gemütsart ihres Herrn wol wiffend waren».

der Wurm, Plural die Würm: T. XIII. 164, Mel. «Ihm fprangen Würm entgegen»; ebd. «Würmer».

zarte: T. I. 20, Oct. «Drauf vermälte fich der Glaube | Mit der füfsen (fc. Liebe), die fo zarte» (A).

zauberlich: W. Schl. I. 100, Triftan. «Von zauberlichen Wundern und Gefichten».

die Zehnden = Zehnten: T. V. 302, verk. W. Sind «auch keine Zehnden» bei der Stelle?

zerfliegen: Fr. Schl. IX. 57, Rol. «Mitten durch der Stein zerfloge» (A).

der Zindel, koftbarer Seidentafft: T. IV. 331, 332, 333, Mag. «den roten Flecken, den der Zindel im Meere machte».

der Zirk = Bezirk, Kreis: T. X. 252, Z. «in dem felgen Zirk»; II. 100, Gen. «Schanzen .. find gemacht, | Wehrlofe Kinder in den Zirk zu fchliefsen»; ebd. 241.

die Zoten = Zote: T. I. 101, Oct. «eine Zoten».

zucken = zücken: T. II. 191, Gen. «Das Meffer ift gezuckt»; vgl. drucken.

die Zukunft = Ankunft: W. Schl. Sh. Kaufmann v. V. II. 5: «mein junger Herr erwartet eure Zukunft».

die Zunft: T. Gd. I. 39. «Eingeweiht ... | Ward ich bald den finftern Zunften» (A).

zuruck: T. XIII. 270, Aut. «ich ... komme täglich weiter zuruck» (R) — Gd. I. 25. «Erbarmen | Schiebt den Riegel bald zurucke» (A); XVI. 132, St. «In der Stadt blieb alles Graun zurücke» (R).

die Zuvorkommung = das Zuvorkommen: W. Schl. Sh. Heinrich V. II. 2.

zuwidern = anwidern, zuwider fein: T. XIII. 312, Aut. «Sie fangen mir an fo zu zuwidern» (R).

zwei: T. V. 123, Blaub.; XVI. 349, St. «nach zweien Tagen»; IX. 15, Schildb. u. o.

DRITTES KAPITEL.

DIE MYSTIK

DES

ROMANTISCHEN STILS.

Die Poesie der Romantik ist die Poesie des Geheimnisses. Wüssten wir das nicht aus ihrem Inhalt, welcher des Wunderbaren und Zauberhaften übervoll ist, ihre Sprache würde es uns sagen. Es ist die Sprache desjenigen, welcher weiss, dass er Rätsel und Wunder zu berichten hat; welcher fült, dass die ganze Welt, in der wir leben, sich überall auf Rätsel und Wunder gründe, ja welcher erfaren hat, dass das Menschenherz sich selbst der Rätsel und Wunder grösstes sei. Nicht Deutlichkeit und Verständlichkeit gilt ihm daher als Ziel der stilistischen Arbeit — wie kann man das Geheimnis dadurch zu entweihen wagen, dass man es dem Denken klar zu machen auch nur versucht! — sondern, sagen wir es dreist heraus, Unverständlichkeit, Unverständlichkeit für den Verstand, den naseweis alles durchborenden und zersetzenden. «Ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes?» fragt Fr. Schlegel in seinem klassischen Athenäum-Aufsatz über die Unverständlichkeit[102]), welcher, «im Dialekt der Fragmente» geschrieben, unter blendender Ironie und würzigen Paradoxen die grössten romantischen ¶ 27.

[102]) Ath. III. II. 335 ff.; obiges Citat 348 — 9. — Änliche Andeutungen über die Unverständlichkeit macht N. II. 43 in den Lehrlingen z. Sais.

Warheiten verhüllt, und entgegnet sofort selbst: «Mich dünkt, das Heil der Familien und Nationen beruht auf ihr ... Ja das Köstlichste, was der Mensch hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muss.» Und sein Rezensent und Kampfgenosse Schleiermacher lobt nicht nur die Vortrefflichkeit dieser Schlegelschen Unverständlichkeit über die Massen [103]), sondern eröffnete auch selbst gleichzeitig seine Briefe über die Lucinde mit einer ebenso ironischen und ebenso charakteristischen «Zueignung an die Unverständigen» [104]), an die zum «heiligen Dienst der ehernen Formeln» Berufenen, mit einer Zueignung, welche Dorothea nicht übel das Flammenschwert nennt [105]), «das den Unverständigen am Eingang des Paradieses entgegenblitzt».

Unverständlich also will der romantische Ausdruck sein, aber wolgemerkt für die Verständigen, für die «harmonisch Platten», die banalen Alltagsköpfe der Nicolaiten. In dem seichten Ocean der Aufklärung des achtzehnten Jarhunderts taucht die stille Geisterinsel der Romantik empor, von einer Gemeinde der Heiligen bewont. Die Sprache, die dort erklingt, vermag nur die göttliche Phantasie, das tiefe Gemüt der Eingeweihten zu verstehen; wer nicht zur Schule geschworen, hört lachend die fremden Laute und weiss nimmer, was sie sagen. Dies ist die Auffassung und Begründung, zu

[103]) S. Aus Schleierm.s Leben III. 195, 204, 207. — [104]) Vertraute Briefe über Fr. Schlegels Lucinde. 1800. S. 7. Wie Schleierm. seine eigne Sprache in den Reden gegen den Vorwurf «rätselhaften Dunkels» und mystischer Unverständlichkeit zu verteidigen hat, s. z. B. Aus Schleierm.s Leben III. 279, 284, wo an ersterer Stelle Hofprediger Sack schreibt: «Ebenso empörend ist mir die revolutionäre neue Sprache, die der ersten Regel alles vernünftigen Redens und Belehrens (der Verständlichkeit) zum Trotz, immer mit falscher Münze zalt» u. s. w. — [105]) Aus Schleierm.s Leben III. 188.

welcher die Genannten, Schlegel und Schleiermacher, zunächſt durch ihren eigentümlichen Sprachgebrauch ſittlicher Begriffe und Namen, durch den Lucinde-Skandal und das «Ehe à quatre»-Fragment gedrängt werden, aber dieſelbe läſst ſich unbedenklich auf den ganzen Stilcharakter der Romantik übertragen. «Menſchen, die ſo excentriſch ſind, ſagt der erſtere[106]), im vollen Ernſt tugendhaft zu ſein und zu werden, verſtehen ſich überall, finden ſich leicht und bilden eine ſtille Oppoſition gegen die herrſchende Unſittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Ein gewiſſer *Myſticismus des Ausdrucks*, der bei einer romantiſchen Phantaſie und mit grammatiſchem Sinn verbunden etwas ſehr reizendes und etwas ſehr gutes ſein kann, dient ihnen oft als Symbol ihrer ſchönen Geheimniſſe.» Und von dem Ideal einer philoſophiſchen Sprache ſchreibt derſelbe[107]): «Wo ſie Enthuſiasmus beſeelt, da bildet ſich aus den gewönlichſten, einfachſten und verſtändlichſten Worten und Redensarten wie von ſelbſt eine *Sprache in der Sprache*. Wo dann das Ganze wie aus einem Guſſe iſt, da fült der gleichartige Sinn den lebendigen Hauch und ſein begeiſtertes Wehen, und der ungleichartige Sinn wird doch nicht geſtört. Denn das iſt das Schönſte an dieſem ſchönen Sanscrit eines Hemſterhuys und Plato, daſs nur die es verſtehen, die es verſtehen ſollen.» Dieſen Gedanken von der Sprache in der Sprache nimmt dann endlich der Verfaſſer der Monologe lebhaft auf, indem er am Schluſs des dritten Abſchnittes eine heilige und geheime Sprache in der gemeinen als Verſtändigungsmittel der Verſchworenen und als Erkenntnisgruſs der Beſſern verlangt.

---

106) Ath. I. II. 127. Frgm. vgl. auch Aus Schleierm.s Leben III. 123, wo Fr. Schl. ſchreibt: «Es iſt mir ja eben nichts verhasster als dieſes ganze Verſtandes und Missverſtandes Weſen und Unweſen» u. ſ. f. — 107) Fr. Schl. «Über die Philoſophie. An Dorothea.» Ath. II. I. 36.

¶ 28. Wir befinden uns daher auch was den Namen betrifft, in vollfter Übereinftimmung mit den Vätern der Romantik, wenn wir von der Myftik ihres Stils reden [108]). Doch fpricht auch noch eine andre Beobachtung für diefe Bezeichnung. Die Literaturgefchichte hat uns die grofse Bedeutung würdigen gelehrt, welche die geiftliche Myftik des deutfchen Mittelalters für die Entwickelung unfrer Profa in Anfpruch nehmen darf [109]). An diefe knüpft nun aber die romantifche Schule nicht nur durch eine vielfache Ideenentlehnung an, fondern auch durch die eigentümliche Walverwandtfchaft der fprachlichen Darftellungsmittel. Erklärlicher Weife! Eine änliche Lage und Aufgabe musste beide Richtungen in änliche Banen lenken. Damals wie jetzt galt es den Kampf gegen einen ausdörrenden Formalismus des Verftandes, welcher die Tiefen aller Dinge mit der Messfchnur des nüchternen Gedankens zu ergründen vermeinte, einft Scholaftik, nun Rationalismus genannt; damals wie jetzt galt es, die Phantafie in die geheimnisvollen Werkftätten der Empfindung hinabzutauchen und das verfchollene Innenleben des Herzens dem anfchauenden Geift wider unter die Augen zu füren; und damals wie jetzt gefchah dies dadurch, dass neue Kräfte der Sprache entdeckt, neue Wortgebiete urbar gemacht, neue Satzfügungen und Periodenbilder als fymbolifche Träger der Seelenftimmung angewendet wurden. Der Wolff-Gottfchedfche Stil-Rationalismus forderte feinen Antipoden und diefer konnte nur in einer Stilmyftik gefunden werden.

---

[108]) Auch T. bedient fich deffelben Ausdrucks. Nachgel. Schr. I. 154 fagt im Anti-Fauft der Satan: «Sie behandeln mich romantifch und ziehen mich in ihre myftifche Sprache»; vgl. auch u. ¶ 36. — [109]) Über den Sprachcharakter der mittelalterlichen Myftik vgl. H. Rückert, Gefchichte der neuhochdeutfchen Sprache I. Lpz. 1875. S. 389 u. Th. Mundt, Kunft der deutfchen Profa 165 ff.

Nur Ein Glied der romantifchen Schule hat es ¶ 29. gewagt, diefen Grundfatz der Sprachmyftik zu verleugnen, W. Schlegel. Die ruhige Klarheit feines Geiftes und die philologifche Nüchternheit feiner Kritik hat im Gegenteil niemals fchneller den Spott zur Hand, als wo ihm irgend eine Unklarheit des Ausdrucks unter das Rezenfenten-Meffer läuft und nur die Rückficht auf die Schulpolitik konnte ihm gelegentlich ein günftigeres Urteil entlocken [110]. «Die Schatten der Seele der Natur» in Schillers Künftlern «werfen, nach feinem Urteil [111], auf diefe fonft fchöne Stelle einen Schatten der Undeutlichkeit» und der Titel der «Bambocciaden» [112] fcheint ihm den Lefern zu Gefallen gewält, «die gar zu gern etwas nicht verftehen». An Tiecks «bewundernswürdigem Octavian» hat er auszufetzen [113], dass die phantaftifchen Scenen des zweiten Teils «ins Blaue allegorifcher Anfpielungen ermüdend verfchwimmen», und mit feinem Bruder befindet er fich wegen deffen «myftifcher, abftrufer und willkürlicher Terminologie» in entfchiedenem Gegenfatz [114]. Über Tieck, welcher alles Ernftes für Gedichte one jeden Sinn als blofs mufikalifche Empfindungsftücke fchwärmte und bei der Herausgabe von Hardenbergs Nachlass geäufsert hatte, dass felbft an dem Verluft diefer Werke nichts gelegen, «weil Hardenbergs Umgang in den Freunden Wurzel gefchlagen haben muss», fpottet er [115]: «vielleicht wird die Poefie überhaupt fo fublimirt, dass man nicht mehr Gedichte, fondern blofse Einbildungen von Gedichten liefern wird! Uns Realiften aber, die wir uns nicht fo behelfen können, lass einftweilen das Manufcript». Und endlich felbft fein literarifcher Verzug, Fouqué, entgeht nicht der

[110]) Ein folches über T.s Volksmärchen werden wir u. ¶ 43 kennen lernen. — [111]) W. Schl. VII. 12. — [112]) Ebd. XI. 146. — [113]) Ebd. VIII. 147, Brf. an Fouqué von 1806. — [114]) S. u. ¶ 35. — [115]) Bei Holtei, Briefe an L. T. III. 262.

Warnung[116]: «Die einzigen Klippen, wovor Du Dich meines Bedünkens zu hüten haſt, ſind Dunkelheit, welche aus allzukünſtlichen Wendungen entſpringt, und Härte aus dem Streben nach Gedrängtheit».

¶ 30. Die übrigen Genoſſen dagegen betätigen, wenn auch in verſchiedenen Richtungen, alle die Warheit unſrer Behauptung. Scheinbar am wenigſten derjenige, über deſſen myſtiſch klingenden Schriftſtellernamen ſchon mancher geſeufzt hat[117], Novalis. Die Vorſchrift, welche er ſeinem Heinrich von Ofterdingen erteilen lässt[118]: «Der junge Dichter kann nicht kül, nicht beſonnen genug ſein», hat er ſich für den Stil dieſes Romans, den ſeine eignen Worte durchaus zutreffend als «äuſserſt ſimpeln Stil» bezeichnen[119], offenbar ſelbſt gegeben. Hardenberg übt unſtreitig von allen Romantikern die beſonnenſte Herrſchaft über die poetiſche wie die proſaiſche Kunſtform aus und beweiſt dieſelbe am handgreiflichſten im Heinrich von Ofterdingen. Aber grade dieſe Einfachheit der ſprachlichen Darſtellung wirkt mit magiſcher Gewalt auf den Leſer, weil ſie überall die Ánung über das bloſse Wort hinauszugehn zwingt. In ſeinen übrigen Werken, den Hymnen an die Nacht, den Lehrlingen und den Fragmenten liegt das myſtiſche Element der Sprache dann auch offener zu Tage.

In noch weit höherem Grade iſt dies freilich bei Fr. Schlegel der Fall. Sein ſtarkes Selbſtbewusstſein macht, wie wir am Eingang dieſes Kapitels ſahen, aus der Not ſeiner ſtiliſtiſchen Unklarheit eine Tugend; dieſe

---

[116]) Fouqué iſt ihm in einem Brfe. von 1809, bei Holtei III. 295, «der einzige dankbare Schüler, den ich gehabt». — Obiges aus dem bereits angefürten Brf. an Fouqué W. Schl. VIII. 143. — [117]) ſ. z. B. einen Brf. Ribbecks an T. bei Holtei III. 135. — [118]) N. I. 106, wo im Verlauf 112 ff. überhaupt treffliche Vorſchriften über dichteriſche Sprachbehandlung gegeben werden. — [119]) N. III. 163.

muss aber in um ſo fraglicherem Lichte erſcheinen, als er überall mit der Miene des Philoſophen auftritt, alſo doppelt und dreifach verpflichtet wäre, einen klaren Gedanken zu klarer Darſtellung auszuprägen. Sein fragmentariſcher Geiſt zerſchlägt jede Kunſtform zu Fragmenten, welche nun ihrerſeits die gärende Maſſe der Ideen in dunkler Sprache zuſammendrängen müſſen.

Für dieſe Mängel werden wir bei keinem mehr, als bei Tieck entſchädigt. Er iſt der Einzige unter den Verbündeten, welcher, mit angebornem Kunſtſinn für eine poetiſche Geheimſprache begabt, grade die Unbeſtimmtheit der Empfindung durch die Unbeſtimmtheit der ſtiliſtiſchen Darſtellung widerzugeben verſteht. Er bietet uns die ausgeprägteſte und eigenartigſte Stilmyſtik, welche deshalb auch am einflussreichſten auf die Stilbildung des nachwachſenden Geſchlechts geworden iſt. Mit ihm haben wir uns daher auch diesmal vorwiegend zu beſchäftigen.

Von dieſer allgemeinen Überſicht des in Rede ſtehenden romantiſchen Stilgeſetzes wenden wir uns zu ſeiner Betätigung im Einzelnen und erwänen zunächſt die directe Bezeichnung des Wunderbaren. Der erſte Blick in ein eigentümlich romantiſches Kunſtwerk belehrt uns, wie die Sprache ſich hier in ſtets widerkehrenden Ausdrücken des Übernatürlichen, Geheimnisvollen, Unausſprechlichen erſchöpft und dadurch dem Stil ſofort ein ganz charakteriſtiſches Gepräge giebt. Nicht etwa ein ängſtliches Haſchen iſt es nach neuen, ſtets wechſelnden Worten und Wendungen, um die wunderbare Tatſache durch verſchiedenſeitige Auffaſſung dem Verſtändnis näher zu rücken; im Gegenteil, die gröſste Menge der Begriffe und zwar grade die eigentümlich romantiſchen, verſtecken ſich hinter die einfache Bezeichnung «zauberhaft», «ſeltſam», «unausſprechlich» dergl. Die alten Chronikenſchreiber der Kunſt dünken ¶ 31.

Wackenroder deshalb ſehr weiſe[120]), «wenn ſie ein Gemälde blos ein vortreffliches, ein unvergleichliches, ein über alles herrliches nennen; indem es mir unmöglich ſcheint, mehr davon zu ſagen». Solche Ausdrücke ſind die Sterne am Himmel des romantiſchen Stils, welche mit ziemlich übereinſtimmendem Schein unermüdlich verkündigen: «Hier beginnt die Welt der Wunder, welche weit über Deinen Horizont, wenigſtens über den Horizont Deiner Sprache hinausliegt». Sie ſchlagen dem Leſer, welcher mit dem Verſtand und der Phantaſie in ſeinen Gegenſtand einzudringen trachtet, die Tür vor der Naſe zu und überlaſſen ihn dem Zwielicht ſeiner Anungen und Empfindungen; mit der Eintönigkeit des Waſſerfalls ſich ewig neu gebärend betäuben ſie ſein Denken und umnebeln ſeine Einbildungskraft, ſo dass ihm ſelbſt am Ende «wunderbar» zu Mute wird — dann iſt die Abſicht des romantiſchen Verfaſſers erreicht.

Da Zalen den beſten Beweis liefern, ſo ſeien im folgenden zunächſt aus verſchiedenen Abſchnitten romantiſcher Schriften die betreffenden Worte — freilich Vorſichts halber mit Hinzufügung eines ſ. e. c. — ausgehoben.

In T.s bl. Eckb., IV. 144—169, begegnen auf den 25 Seiten in Summa 42 derartige Ausdrücke und zwar an Hauptworten «Geheimnis, Rätſel, Seltſamkeit, Wunder» zuſammen 5 mal; dagegen an Adjectiven mit ihren Steigerungsformen «ſeltſam» 15 mal, «ſonderbar, unbeſchreiblich, verzaubert» 6 mal, «wunderbar, wunderlich, wunderſam» 16 mal.

Die 9 Seiten der Herzenserg., welche «von zwei wunderbaren Sprachen und deren geheimnisvoller Kraft» handeln, S. 131—140, bieten «abenteuerlich,

---

[120]) Herzenserg. 90; vgl. die änlichen Äuſserungen von W. Schl. Ath. II. 1. 47, jetzt S. W. IX. 11.

bewundernswürdig, ewig, geheim, Geheimnis, geheimnisvoll, heilig, Hieroglyphenſchrift, Himmel, himmliſch, unbegreiflich, unbekannt, unendlich, unſichtbar, wunderbar (6 mal), wundervoll» zuſammen 25 mal.

Der St. ſodann, in welchem T. zum erſten Mal ſich nach Fr. Schl.s Meinung (ſ. den bei Haym S. 894 citirten Brf. an ſeinen Bruder) zum wirklich romantiſchen Stil erhoben hat, häuft Buch IV. Kap. 1, XVI. 324—352, auf 28 Seiten «Rätſelſprache» 1 mal, «ſeltſam, Seltſamkeit, ſonderbar» 13 mal, «unausſprechlich, unbegreiflich, unerhört» 4 mal, «wunderbar, wunderlich, wunderſam, zaubern, Zauberei, zauberiſch, bezaubert» 15 mal, d. h. alles in allem 33 Bezeichnungen dieſer Gattung.

Noch ſtärker erſcheint der Prozentſatz bei N., deſſen H. v. O. allein auf den 9 Seiten des erſten Kapitels uns ſogleich folgendermaſsen überſchüttet: «entzückend, entzückt, geheimnisvoll, merkwürdig, ſonderbar, ſonderlich, ſeltſam, unausſprechlich, unnennbar, unbeſchreiblich, unglaublich, unbegreiflich, unzälig, unzälbar, unabſehlich, nie geſehn, überirdiſch, unendlich, ungeheuer, Wunder, Wunderbarkeit, Wunderbilder, wunderlich, wunderſchön» — Worte, die zuſammen 36 mal vorkommen.

In Fr. Schl.s Luc. endlich liegt, wie ihm ſchon ſein Bruder tadelnd ſchrieb (ſ. das Citat aus dem Mſcr. bei Haym S. 496), der Schwerpunkt des Stils zu ſehr in der Rhetorik und dem «gehäuften Gebrauch koſtbarer Epitheta». Der Verfaſſer beſtätigt es ſelbſt in einem Briefe an Schleierm., ſ. Aus Schleierm.s Leben III. 84, dass das Dithyrambiſche nun einmal ſein «Dialekt der Liebe und Freundſchaft ſei» vgl. die änliche Äuſserung in der Luc. ſelbſt S. 38. Ausdrücke wie «göttlich» und «heilig» dienen ihm daher lieber zur Bezeichnung jener Begriffe als die unbe-

ftimmteren «wunderbar» und «feltfam». Wenn wir dies in Rechnung bringen, fo bietet z. B. die «Allegorie der Frechheit», S. 24—40, folgende Blumenlefe: «göttlich, heilig, himmlifch, allmächtig» 12 mal, «Geheimnis, geheimnisvoll, Myfterien, myftifch, feltfam, fonderbar, Sonderbarkeit, phantaftifch» 10 mal, «unendlich, Unendlichkeit, unerfchöpflich, unfterblich, unverlöfchlich, unwiderftehlich, unzälig» 9 mal, «Wunder, wunderbar, wunderlich, Zauber, Zauberin, Zauberftab» 7 mal, oder in Summa 38 änliche Worte auf 16 Octavfeiten.

Diefelbe Vorliebe für die Bezeichnung des Übernatürlichen wird fich aber ergeben, wenn wir z. B. die mit wunder- gebildeten Zufammenfetzungen, namentlich bei Tieck und Hardenberg, überblicken.

Wunderanblick, T. Ph. 280 — Wunderbaum, T. Gd. II. 92 — Wunderbewegung, N. III. 298, Frg. — Wunderbild, T. II. 234, Gen.; N. I. 9, H. v. O.; u. ö. — Wunderblume, T. Gd. I. 197; N. I. 17, H. v. O. — Wunderding, T. IV. 221, Rb. — wunderentfetzlich, T. IX. 168, W. d. Blaub. — Wundererfcheinung, Ph. 146; N. II. 1, H. a. d. N. — Wunderfelfen, T. IV. 224, Rb. — Wundergedicht, T. XVI. 227, N. — Wundergeift, T. Gd. II. 95; Ph. 281. — Wundergefchichte, Herzenserg. 207. — Wundergeftalt, T. XVI. 40, St.; N. III. 298, Frg. — Wunderglanz, T. I. 16, Oct.; Ph. 273 — wunderglänzend, T. XVI. 197, St. — Wunderglaube, T. XVI. 85, St. — Wunderheimat, N. II. 8, H. a. d. N. — wunderhell, T. IV. 210, g. E.; Ph. 273 — wunderherrlich, T. I. 18, Oct. — Wunderherrlichkeit, N. I. 205, Eur.; II. 1, H. a. d. N. — wunderhold, T. I. 276, Oct.; Gd. II. 20 — Wunderkind, T. XVI. 106, St.; N. II. 9, H. a. d. N.; Fr. Schl. IX. 18, Gd. — Wunderklang, Fr. Schl. X. 107, Gd. — wunderkräftig, Ph. 194 — wunderkün, T. XIII.

167, Mel. — wunderkünſtlich, T. Gd. I. 285 — Wunderland, T. I. 137, Oct.; u. ö. — wunderlieblich, N. I. 104, H. v. O. — Wundermann, T. II. 270, Gen. — Wundermärchen, N. III. 297, Frg. — Wunderobject, N. III. 298, Frg. — Wunderpflanze, Fr. Schl. X. 13, Gd. (= Ath. III. II. 167) — Wunderring, Fr. Schl. X. 98, Gd. — Wunderſage, T. IV. 198, g. E. — Wunderſchatz, N. II. 19, geiſtl. L. — Wunderſchloss, Fr. Schl. X. 32, Gd. — wunderſchön, T. II. 116, Gen.; N. I. 12, H. v. O.; u. ſ. o. — Wunderſchrift, N. II. 43, Lehrl. — wunderſelig, T. I. 8, Oct. — wunderſelten, T. IV. 182, g. E.; u. ö. — wunderſeltſam, T. XVI. 142, St.; N. I. 152, H. v. O.; u. ö. — Wunderſpiel, N. II. 5, H. a. d. N. — Wunderſtamm, N. II. 28, geiſtl. L. — Wunderſtand, N. II. 180, Frg. — Wunderſtätte, N. I. 158, H. v. O. — Wunderſtreiten, Fr. Schl. X. 96, Gd. — Wunderſtrom, T. Gd. I. 185 — Wunderſubject, N. III. 298, Frg. — wunderſüſs, T. XIII. 89, 90, Mel. — wundertätig, T. XVI. 152, St.; N. I. 26, H. v. O.; u. o. — Wundertinctur, Ph. 9 und 136 — Wundertraum, T. Ph. 278 — wundervoll, T. XVI. 396, St.; Ph. 164; u. o. — Wunderwarheit, N. II. 106, Frg. — Wunderweg, T. I. 147, Oct. — wunderweit, T. XVI. 22, St. — Wunderwelt, T. I. 158, Oct. — Wunderwerk, T. X. 176, Z; Herzenserg. 192; u. ſ. o. — Wunderweſen, T. I. 17, Oct. — wunderwürdig, T. II. 41, Gen.; I. 236, Oct.; N. I. 191, Eur. — Wunderzeichen, Ph. 194. —

Am überraſchendſten endlich ſpringt die vorliegende Stilrichtung aus den pleonaſtiſchen Häufungen des Wunderbegriffes, welche für die romantiſche Darſtellung faſt einen typiſchen Wert erhalten haben, ins Auge.

Wunderlich ſeltſam, T. XVI. 125, St. — unverſtändlich und rätſelhaft . . ſeltſam zauberiſch, ebd. 263 — der rätſelhafte Wunderglanz, T. Ph. 273 —

eine wunderbare geheime Gewalt, Herzenserg. 151 — eine geheime wunderbare Macht, ebd. 189 — eine wunderſeltſame, unausſprechliche Seligkeit, Ph. 51 — ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimem Zauber umweht, Fr. Schl. Ath. I. II. 153 = S. W. VIII. 99 — die wunderbare, geheimnisvolle Anmut, N. I. 54, H. v. O. — eine unbekannte, unſägliche Herrlichkeit, N. I. 166, H. v. O. — eine entfernte, wunderbare Zaubergegend, T. XVI. 240, St. — wunderliche, fremde, unbekannte Lichter, ebd. 277 — eine fremde, ſchauerliche, halbverſtändliche Sprache, ebd. 327 — ein fremdes, wunderbares Gepräge, N. I. 40, H. v. O. — unbekannte und geheimnisvolle Beziehungen, N. II. 65, Lehrl. —

«Die Wunder des Chriſtentums, die myſtiſchen Geheimniſſe verſchlingen dich in ihren unbegreiflichen Zirkeln» T. Ph. 66 — «Geheimnisreiche Anung, zärtliche Erinnerung ſpielen unſichtbar um ihn, Zauberkräfte lenken ſeine Hand und unter ihm entſteht die wundervolle Schöpfung . .; befreundet tritt ſie aus dem Schatten heraus, der ſie unſichtbar zurückhält» T. Ph. 32 — «Ich möchte faſt ſagen, ſie (ſc. die Muſik) ſei das Allerunbegreiflichſte, das wunderbar-Seltſamſte, das geheimnisvollſte Rätſel, das ſich in unſichtbaren Kreiſen und doch mit funkelndem Glanz, allgegenwärtig und nicht zu ſagen wie um uns her bewegt», T. Ph. 233.

Einige andre Synonyma des Wunderbaren, auf die hier nur kurz hingedeutet werden möge, ſind das namentlich durch Hardenberg in dieſer Bedeutung in Umlauf geſetzte «morgenländiſch», «orientaliſch» und der Ausdruck «romantiſch» ſelbſt in ſeinem urſprünglichen, herkömmlichen Sinne. Der letztere wurde freilich von Fr. Schlegel und Hardenberg bald für ſeinen ganz beſondern Schulgebrauch umgeprägt, indem dabei, wie

Haym unanfechtbar nachweist[121]), die Herleitung von «Roman» mit ausdrücklicher Beziehung auf Wilhelm Meister als Anknüpfung und Mittelbegriff diente.

Allein die Romantiker würden ihr Werk nur halb ¶ 32. getan zu haben glauben, wenn sie das Wunderbare auf den einzelnen Begriff und das einzelne Wort eingeschränkt hätten. Erst dann wirkt das Wunderbare, was es soll, wenn Alles wunderbar ist. Es gilt, das ganze Gedicht in eine ganze Welt der Wunder zu verwandeln, «wo wir auf eine Zeit lang ganz die Analogie unserer Begriffe verlieren und uns eine neue erschaffen und wo alles diesen neu erworbenen Begriffen entspricht». Derart, rühmt Tieck[122]), verfare Shakespeare und dasselbe Ideal haben auch offenbar seine eigenen und seiner Genossen Dichtungen im Auge. Es folgt daher, dass auch der Ausdruck des Wunderbaren, wenn er völlig in den Dienst der romantischen Idee treten will,

[121]) Es sei hier gestattet, Hayms Behauptung S. 251 ff., dass «romantisch» ursprünglich nichts anders als «romanhaft», «dem Roman zukommend» bedeute, noch durch einige andre Anfürungen zu bekräftigen. In einer Rezension W. Schl.s über Lafontaine vom J. 1798 heisst es im Urtext (Ath. I. 1. 167), dass es dessen Romanen sogar an «romantischem» Schwunge fehle. Dafür setzen die Kritischen Schriften (I. 307, s. jetzt S. W. XII. 27) später «romanhaft» ein. In demselben Jare schreibt der mit der Luc. beschäftigte Fr. Schl. an Auguste Böhmer, s. Caroline I. 370: «Welche Wissenschaft treibst Du jetzt vorzüglich? — Ich lege mich vorzüglich auf die romantische. Sag das der Mutter und frag sie, wie sich ihr Romänchen befindet?» Im «Gespräch über die Poesie» heisst es, Ath. III. 1. 123 = Fr. Schl. V. 221: «Ein Roman ist ein romantisches Buch. — Sie werden das für eine nichtssagende Tautologie ausgeben» . . . Dass übrigens schon früher von «Roman» ein solches Adjectivum gebildet ist, sieht der Verf. aus einem Citat bei Th. Mundt, die Kunst der deutschen Prosa S 330, wo Gotthard Heideggers Mythoscopia romantica, Zürich 1698, als eine von den Romanen handelnde Schrift angefürt wird. — [122]) T. «Über Sh.s Behandlung des Wunderbaren» vor der Bearbeitung des Sturms. Berl. u. Lpz. 1796. S. 10; jetzt Krit. Schr. I. 35 ff., besonders S. 45 u. 51.

nicht am einzelnen Worte haften bleiben darf, ſondern die ganze Darſtellung beherrſchen und beeinfluſſen muss. Der Stil der Romantiker zeigt, dass dazu zwei Wege offen ſtanden: der Weg der andeutenden Unbeſtimmtheit und der Weg der muſikaliſchen Verinnerlichung. Auf beiden hat unſere Unterſuchung ihnen nachzugehen.

¶ 33. Die andeutende Unbeſtimmtheit des romantiſchen Ausdruckes darzuſtellen iſt unſere erſte Aufgabe. Zu einer Zeit, als die Hochflut unſerer literariſchen Revolution ſchon verlaufen und den Schulgenoſſen ein ruhiges Urteil ermöglicht war, im Jare 1807, ſaſs W. Schlegel in einer viel beſprochenen Rezenſion des Roſtorfſchen Dichtergartens[123]) über die Vergangenheit zu Gericht: «Man ging den künſten und verlorenſten Anungen nach; oft wurde mehr eine ätheriſche Melodie der Gefüle leiſe angegeben, als dass man ſie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgeſprochen hätte.» Treffender kann nicht geſagt werden, um was es ſich handelt. Wort und Satz im romantiſchen Stil haben nicht die Beſtimmung, Begriff und Urteil zu bezeichnen, ſondern nur anzudeuten. Nicht die Sache ſelbſt wollen ſie dem Leſer in die Hand geben, ſondern nur die Anung von der Sache. Deshalb hüllen ſie die Glieder des Gedankens in das geheimnisvolle Gewand einer unbeſtimmt flatternden Sprache, deshalb hüpfen ſie leiſe über ihren Gegenſtand hin, wie der Abendwind über das Blumenbeet[124]), deshalb durchlöchern ſie die gram-

[123]) W. Schl. XII. 206 ff. — [124]) In T.s St. heiſst es XVI. 270: Die neuen Lieder «müſſen einfach in wenigen Accenten das Gefül gleichſam mehr anklingen als ausſprechen» und Ludovico wünſcht ebd. 343 «eins von jenen leichten, ſcherzenden Liedern, die die Erde nicht berüren, die mit luftigem Schritt über den goldnen Fuſsboden des Abendrots gehen und von dort in die Welt hineingrüſsen». Dass die Lieder im St. dieſem Ideal ſehr nahe gekommen, beſtätigt tadelnd Caroline I 219. «Die Verſe . . faren ſo loſe in und aus einander wie die angeknüpſten Geſchichten und Begebenheiten.» Vergl. auch u. ¶ 48.

matische Ordnung, wo sie nur können, von dem sympathischen Gefül des Lesers die Ergänzung der Mittelglieder erwartend [125]).

Und diese Unbestimmtheit des Ausdrucks verfehlt um so weniger ihren Zweck, als ihr die Unbestimmtheit des Inhaltes überall in die Hand arbeitet. «Nicht die grünen Stauden und Gewächse entzücken uns, sondern die geheimen Anungen, die aus ihnen gleichsam heraufsteigen und uns begrüssen» [126]). Nicht in der Sonnenhelle des Tages, sondern in der zitternden Beleuchtung des Mondes oder in dem Zwielicht der Dämmerung, nicht in der anschauenden Nähe, sondern in der verschwimmenden Ferne des Horizonts, nicht in der fassbaren Gegenwart der Sinne, sondern in dem schemenhaften Gebilde des Traumes wird uns jede eigentlich romantische Gestalt, jedes eigentlich romantische Werk vorgefürt. Denn, so gründet Hardenberg diese Tatsache deutlich genug auf unser eigenes Interesse [127]), «Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, nicht bestimmte Empfindungen und Gefüle machen glücklich».

Am weitesten in der Klasse der «Nebler und Schwebler», zu welcher ihn selbst Caroline rechnet [128]), hat es unzweifelhaft wider Tieck gebracht. Die Unbestimmtheit seines Ausdrucks war bei ihm durch eine bedenkliche Vorschule angebant, durch die teils angeborene, teils anerzogene Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit seines literarischen Arbeitens. Seine früheren Prosa- ¶ 34.

[125]) Bettina schliesst einmal einen Brf. an T., bei Holtei I. 18: «Ich sage da viel durch einander und wer diesen Brf. in Händen hielte und ihn so sinnlich läse, wie er dasteht, dem würde er keinen Bestand haben, wer aber heimlich lauscht und aufmerkt und mir gut ist, der wird einen einzigen Ton darin hören, der alle andern Töne zur Melodie verbindet.» — [126]) T. in «Die neusten Musen-Almanache u. Taschenbücher 1796—8», jetzt Krit. Schr. I. 82. — [127]) N. II. 132, Frg. — [128]) Caroline II. 121.

ſchriften wie «Adalbert und Emma», dann die zalreichen in den Strauſsfedern veröffentlichten Erzälungen und der Peter Leberecht haben faſt alle unter der Gluthitze buchhändleriſcher Spekulation und jugendlichen Leichtſinns die Notreife erlangt, zumal der Verfaſſer ſich hier vielfach zum bloſsen Überſetzer erniedrigt und dadurch ſein eigenes Intereſſe untergraben hat. Gallicismen und ſelbſt gröbere grammatiſche Fehler warten hier bis heute auf die Feile. Der Verfaſſer erfur deswegen ſchon damals die gerechteſte Kritik, von niemandem eine gerechtere als von ſeinem Freunde Wackenroder [129]. «Adalbert und Emma» «trägt die deutlichſten Spuren der Flüchtigkeit an ſich. Warum müſſen doch Leute wie Du ſo ſchnell ſchreiben!» Und mit Bezug auf die «Rosstrappe» bekommt er gar zu hören: «Man verwönt ſich durch dieſe Art zu ſchreiben gewiss am Ende ſo ſehr, dass man nachher nicht mehr etwas langſames, durchdachtes, in allen Teilen ſoviel als möglich vollkommenes zu Stande bringen kann». Änlich urteilt drei Jare ſpäter W. Schlegel von Tiecks Abhandlung «Über Shakeſpeares Behandlung des Wunderbaren» [130], dass «die Schreibart nachläſſig» ſei und eben darauf läuft im weſentlichen doch auch Schillers Tadel hinaus [131]: «Es iſt Schade um dieſes Talent, das noch ſo viel an ſich zu tun hätte und ſchon ſo viel getan glaubt; ich erwarte nichts vollendetes mehr von ihm. Denn mich däucht, der Weg zum vortrefflichen geht nicht durch die Leerheit und das Hole». Die Spuren dieſer Flüchtigkeit haben auch die ſpäteren Schriften nicht völlig zu verwiſchen vermocht [132].

Doch bleibe das Missverſtändnis fern, als ſei die

[129]) Bei Holtei IV. 226 u. 250. — [130]) W. Schl. XI. 20. — [131]) Schiller an Körner, April 1801, Brfwechſel IV. 211, 212. — [132]) S. einzelne Belege z. B. ¶ 26 bei «bewusst» u. «ſich unterſtehen», u. unten ¶ 40.

Unbeſtimmtheit des romantiſchen Ausdrucks lediglich eine Folge ſtiliſtiſcher Oberflächlichkeit. Ihre Wurzeln gehen unzweifelhaft tiefer, wie ſogleich einleuchten wird, wenn wir nun die Mittel, durch welche ſie erreicht wird, des näheren betrachten.

Es gilt dabei freilich ganz beſonders, jenen Geſichtspunkt nicht aus den Augen zu verlieren, dass die einzelne ſtiliſtiſche Erſcheinung und die für ſie anzufürenden Beiſpiele an ſich keinen ſelbſtſtändigen Wert beanſpruchen dürfen, ſondern dass ſie nur in dem Geſammtbild ihre Berechtigung und ihre Schätzung finden können.

¶ 35. Die ſicherſte und nächſtliegende Art, einen gewiſſen nur mir bekannten Begriff mehr zu verſchleiern als zu bezeichnen, würde durch ein neues, bisher noch nicht vergebenes ſymboliſches Zeichen geſchehen. Dies kann ſowol ein Verbal- als ein Zalzeichen ſein, denn «die allgemeinen Ausdrücke der ſcholaſtiſchen Philoſophie haben, wie Hardenberg mit Recht ſagt[133]), ſehr viel Änlichkeit mit den Zalen, daher ihr myſtiſcher Gebrauch, ihre Perſonification, ihr muſikaliſcher Genuss, ihre unendlichfache Combination». Zalen und Zalreihen, Abſtrakta, ſelbſtgeprägte oder gehäufte Fremdwörter, kurz myſtiſche Termini ſind deshalb die Mittel, welche die Geheimniskrämerei der philoſophirenden Romantiker, Hardenbergs und Fr. Schlegels, widerholt für ſich in Anſpruch genommen hat. Der erſtere färt a. a. O. fort: «Alles aus nichts erſchaffene Reale (wie z. B. die Zalen und abſtrakten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtſchaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen ſonderbarer Kombinationen und Verhältniſſe, gleichſam mit einer poetiſchen, mathematiſchen und abſtrakten Welt an ſich». Er nennt in einem andern Fragment[134]) die Abſtrakta

[133]) N. II. 108, vgl. III. 121. — [134]) N. II. 80.

«die Gasarten unter den Wörtern: das Unfichtbare». Von Fr. Schlegel fchreibt fein Bruder an Schleiermacher[135]), dass deffen ganzes Genie fich am Ende auf «myftifche Terminologie» befchränke und urteilt auch fpäter, als er zur Herausgabe feines philofophifchen und theologifchen Nachlaffes aufgefordert wird, mit änlicher Schärfe. Er fchreibt an Windifchmann[136]) 1834 mit Bezug auf die geheimnisvollen Tabellen, mit denen Fr. Schlegel den Rand feiner Hefte zu zieren pflegte: «Es ift ein Würfelfpiel, ein Kartenlegen mit hypoftafirten Begriffen, die in allen möglichen Anordnungen widerkehren; und gefetzt, es läge ein tiefer Sinn darin, was ich bezweifle, fo find fie doch für jeden one einen Schlüffel zu der abftrufen und willkürlichen Terminologie unverftändlich». Die Belege für diefe Behauptungen giebt uns Fr. Schlegel genugfam an die Hand. Den Brief an Dorothea «Über die Philofophie» hat er nach feinem eigenen Geftändnis[137]) «one Materialien und Gerät, aufser ein Octavblättchen Chiffern» gefchrieben; «unter den philofophifchen Worten» hat er «geheime Ordensverbindungen entdeckt»[138]). Am klarften wird uns aber diefe myftifche Richtung feines und des Hardenbergfchen Sprachgebrauchs, wenn wir einige Beifpiele ihrer teils felbftgefchaffenen, teils mafslos gehäuften Barbarismen beibringen.

«Den Antiroman» nennt Fr. Schl. feinen Bruder wegen deffen Widerfpruchs gegen die Luc. W. Schl. VIII. 291 — Inconfequentismus, N. II. 84, Frg. — Philironie, Fr. Schl., Aus Schleierm.s Leben III. 134 — Philophyfik, derf. ebd. 154. — «Das Religiωτατον in deiner Schrift», derf. an Schleierm. ebd. 103 — Satanisken, derf. ebd. 74 — fataniskifch, derf. ebd. 151

---

[135]) Aus Schleierm.s Leben III. 71. — [136]) W. Schl. VIII. 287. — [137]) Aus Schleierm.s Leben III. 90; der Auffatz felbft fteht nur Ath. II. I. I. — [138]) In dem Auffatz Über die Unverftändlichkeit, Ath. III. II. 337.

— Sataniskus, derſ. Luc. 47 — ſkiamachiren, derſ. Aus Schleierm.s Leben III. 176 — ein . . literariſches συμ, derſ. ebd. 114 — unſre Symbiblismen, derſ. Carol. I. 231 — ſymfaulenzen, derſ. Aus Schleierm.s Leben III. 76 — das Symmenſchen, derſ. ebd. 75 — Symphiloſophie, derſ. Ath. I. II. 27, u. ö.; vgl. N. II. 92, Frg. «ächtes Geſammtphiloſophiren» — ſymphiloſophiren, Fr. Schl. Ath. I. II. 73 — Sympoeſie, derſ. ebd. 33. vgl. Haym 893 — συμpolemik, derſ. Aus Schleierm.s Leben III. 158 — Sympraxis, N. II. 118, Frg. — Symprophet, Fr. Schl. Aus Schleierm.s Leben III. 75 — Symkonſtruction, derſ. ebd. 77 — ſynkonſtruiren, derſ. ebd. 81 — ſynexiſtiren, derſ. ebd. 76 — Urinfinitismus, N. ſ. Aus Schellings Leben I. 277. —

«Der ächte Scholaſtiker iſt ein myſtiſcher Subtiliſt . . . Der rohe intuitive Dichter . . iſt ein myſtiſcher Makrolog» N. II. 83, Frg. — «Die Philoſophie iſt . . eine Selbſtſpecifications- und Generationskunſt» derſ. ebd. 87 — «Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſophismus completirt und umgekehrt. Beide ſymboliſiren ſich einander» — derſ. ebd. 89 — «Das Univerſaliren oder Philoſophiſtiſiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Ätheriſiren» u. ſ. f. derſ. ebd. 132.

¶ 36. Die Vermiſchung benachbarter Begriffe, die Verwiſchung der Grenzen zwiſchen an ſich getrennten Vorſtellungsreihen iſt ein zweites Mittel andeutender Unbeſtimmtheit des Ausdrucks. Die Beſtimmung der romantiſchen Poeſie iſt ja nach dem bekannten Schlegelſchen Fragment, der magna charta der Romantik[139]), «Alles was nur poetiſch iſt, vom gröſsten wider mehrere Syſteme in ſich enthaltenden Syſteme der Kunſt bis zu

[139]) Ath. I. II. 28.

dem Seufzer, dem Kuss, den das dichtende Kind aushaucht in kunſtloſen Geſang», zu umfaſſen und zu verſchmelzen — warum ſollte ſie dieſe Beſtimmung nicht zunächſt an ihrem Sprachgebrauch erfüllen? Eine an Solger gerichtete Briefſtelle Tiecks vom 6. Jan. 1815 fürt den betreffenden Grundſatz an einem beſtimmten Beiſpiel klar aus [140]: «Warum wollen Sie aber mit Voss und andern anden und anen unterſcheiden? Mir ſcheint der Reichtum und die poetiſche Schönheit und philoſophiſche Richtigkeit einer Sprache nicht bloſs darin zu beſtehen, dass wir recht vieles ſondern und unterſcheiden, ſondern auch gegenüber recht viele mannigfaltige Nüancen, ja Widerſprüche (die doch nur ſcheinbar ſind) in demſelben Worte dulden, wie in dem ſchönen Anden (das Anen kann ich garnicht leiden) .... In meiner Krankheit in München kam ich einmal darauf, eine poetiſche Rechtfertigung vieler Ausdrücke .. zuſammen zu bringen ... Unſere Sprache iſt von dieſer Seite noch garnicht angefasst und verſtanden: es geht eine ſonderbare Poeſie und ware Myſtik durch, aber man gerät in ein unendliches Feld.»

Zwei Vorſtellungsgebiete, deren Begriffe die Romantiker mit Vorliebe zu einem myſtiſchen Nebel in einander flieſsen laſſen, das religiöſe und das äſthetiſche, können uns am beſten zum Beweiſe des Geſagten dienen. Den Anfang damit macht die Wackenroder-Tieckſche Begeiſterung für die frommen Bildwerke des Mittelalters, welche zuerſt in den Herzensergieſsungen ihr neues Evangelium verkündete. Der Sternbald und die Phantaſien über die Kunſt variirten dann das ausgiebige Thema weiter.

«Wie bet ich jetzt die Mutter Gottes und die erhabenen Apoſtel in jenen begeiſterten Bildern an.»

---

[140]) Solgers nachgel. Schr. u. Brfwechſel I. 334 u. 335.

Herzenserg. 55 — «Bilderſäle ... ſollten Tempel ſein» ff. Ebd. 158 — «Harret wie beim Gebet auf die ſeligen Stunden» u. ſ. w. Ebd. 160 — «Kannſt Du ein hohes Bild recht verſtehen und mit heiliger Andacht es betrachten, one ... in dieſem Moment die Darſtellung recht zu glauben?» Vgl. W. Schl.s kommentirende Rezenſion S. W. X. 363. 366 und ſeine ſpätere etwas abgeſchwächte Erklärung von 1828 ebd. VIII. 226 — «Das ſtille Land des Glaubens, das eigentliche Gebiet der Kunſt.» Ph. 252 — Glaube iſt «der Genuss, das Verſtehen eines erhabenen Kunſtwerkes». Ebd. 253 — «Die Tonkunſt iſt gewiss das letzte Geheimnis des Glaubens, die Myſtik, die durchaus geoffenbarte Religion.» Ebd. 254.

Die hier angewandte, das religiöſe und das künſtleriſche Empfinden nicht etwa nur vergleichende, ſondern im Innerſten verwechſelnde Ausdrucksweiſe, der die Vereinſeitigung der Zeit, welche alle andern Lebensgebiete, Vaterland und Religion, nur durch das Schlüſſelloch des Kunſtintereſſes zu würdigen wusste, weſentlich Vorſchub leiſtete, wurde bald ein Gemeingut des ganzen romantiſchen Kreiſes, klang in der einen oder andern Wendung immer wider durch [141]) und ſteigerte ſich bis zu dem Bedauern Z. Werners, für dieſe «beiden Synonyma», Poeſie und Religion, nicht einen und denſelben Namen in der Sprache vorzufinden. Wärend ihr aber in der von Wackenroder und Tieck ausgehenden Strömung eine innere Warhaftigkeit der Auffaſſung nicht abzuſprechen iſt [142]), erſcheint ſie auf dem andern, dem philoſophiſchen Flügel der Romantik mehr als ein Spiel

[141]) Vgl. z. B. den höchſt charakteriſtiſchen Brf. von Steffens an Caroline vom Juli 1799: Aus Schellings Leben I. 267 ff. Die folgende Äuſserung Werners in deſſen von Hitzig verfassten Lebensabriss S. 25. — [142]) S. T.s Beſtätigung ſeiner damals zur Myſtik neigenden Stimmung in einem Brf. an Solger a. a. O. I. 538 — 540 u. Köpke I. 286.

des Witzes und als eine blofs äufsere Übertragung des Wortes one fachliche Verfchmelzung. Schon der ganze Ton der unten anzufürenden Äufserungen verrät, dass der religiöfe Sprachgebrauch hier eine Zwangsehe hat eingehen müffen, welche ihn feiner eigentlichen Natur entfremdet hat.

«Hat Hardenberg mehr Religion, fo habe ich vielleicht mehr Philofophie der Religion und fo viel Religion wie Du bring ich auch noch zufammen.» Fr. Schl. an feinen Bruder, aus dem Mfcr. bei Haym 481. — Derfelbe antwortet dem von der Veröffentlichung der Luc. abratenden Bruder, er fchreibe das Buch wie jedes andere «aus Religion» und wenn die Leute es ihm zu toll machten, werde er feine «Bibel» fchreiben. Ebd. 495. Vgl. N. II. 197, Frg. «Die Gefchichte eines jeden Menfchen foll eine Bibel fein ... Eine Bibel ift die höchfte Aufgabe der Schriftftellerei.» — Fr. Schl. rühmt Ath. II. 1. 1, dass Dorothea, was er ihr von Spinofa erzälte, «nicht one Religion angehört». — «Mir kommt es vor, als ginge die moderne Gefchichte jetzt noch einmal an und als teilten fich alle Menfchen von neuem in Geiftliche und in Weltliche. Ihr feid die Weltkinder, Wilhelm, Henriette und Augufte. Wir find Geiftliche, Hardenberg, Dorothea und ich. — .... Im Ernft, meine Religion fängt an aus dem Ei ihrer Theorie auszukriechen» .... Fr. Schl. an Caroline I. 223 u. 224. — «Das Chriftentum ift hier à l'ordre du jour; die Herren find etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schickfal. Hardenberg glaubt, Tieck ift ganz und gar feiner Meinung; ich will aber wetten was einer will, fie verftehen fich felbft nicht und einander nicht.» Dorothea von dem Jenaer Zufammenleben Aus Schleierm.s Leben III. 132 — Schleierm. rechtfertigt in den Lucinde-Briefen, deren «religiöfe Gewiffenhaftigkeit» Fr.

Schl. Aus Schleierm.s Leben III. 108 rühmt, das enfant terrible S. 107—108 folgendermaſsen: «Es iſt alles menſchlich und göttlich darin, ein magiſcher Duft von Heiligkeit kommt aus der innern Tiefe deſſelben hervor und durchweht den ganzen Tempel und weiht jeden ein, deſſen Organ nicht in Verknöcherung übergegangen iſt .... Und unter dieſer Bürgſchaft ſollten Frauen ſich ſchämen, den Prieſter der Göttin anzuhören?» —

Ihren charakteriſtiſchen Höhepunkt erreichte dieſe Strömung in der von den Romantikern in Umlauf geſetzten und dann zu Tode gehetzten Redewendung «etwas aus oder mit oder als Religion treiben». Der an Selbſtironie grenzende Missbrauch, welcher mit dieſer Formel getrieben wurde, fiel dem Tieckſchen Spott als reife Frucht in den Schoſs [143]):

Man muss nur jeden Vorſatz zur Religion machen,
So kann man über die ganze Welt lachen,
Und das Lachen muss wider Religion werden.

Fr. Schl. ſchrieb, wie eben geſagt, die Luc. «aus Religion». Der Inhalt beſtätigt es. «Wir umarmten uns mit eben ſo viel Ausgelaſſenheit als Religion.» Luc. 8 — «Man ſollte das Studium des Müſsiggangs ... zur Kunſt und Wiſſenſchaft, ja zur Religion bilden.» Ebd. 45. — Von Caroline I. 244 verlangt er, ſie ſolle ihm über Wilhelms Elegie ſchreiben «und zwar mit Religion». — Schleierm. will «aus Religion um der Religion willen nach Berlin kommen», wie er an H. Herz, Aus Schleierm.s Leben I. 202 ſchreibt.

Als weiteres noch wirkſameres Mittel der andeutenden Unbeſtimmtheit ſteht der Romantik die Abſchwächung des Begriffes zu Gebote. Es überſchritte Maſs und Zweck unſerer Aufgabe, wollten wir ¶ 37.

[143]) T. XIII. 307, Aut.; vgl. XI. LXVI, Vorber. z. 3. Lieferg.

jede einzelne Form der Abſchwächung hier aufzuzälen verſuchen. Die wichtigſten ſind auch die charakteriſtiſchſten.

Wir beginnen mit dem Adjectivum, in welchem ſtets der Schwerpunkt der poetiſchen Rede liegt. «Beiwörter ſind dichteriſche Hauptwörter», ſagt Hardenberg mit vollem Grunde[144]), denn das Hauptwort bietet wegen ſeiner geringern Beweglichkeit der poetiſchen Anſchauung lange nicht den gleichen Spielraum dar wie jenes. Eine Abſchwächung des Eigenſchaftsbegriffes wird nun zunächſt dadurch erreicht, dass an Stelle des eigentümlichen und anſchaulichen Ausdrucks ein allgemeiner und blaſſer gewält wird. Tieck giebt uns durch ſeinen Gebrauch des «angenehm» ein ſo handgreifliches Beiſpiel, wie wir kein beſſeres zu ſuchen brauchen. Die verſchiedenſten Dinge, welchen wir eine klare und unterſcheidende Eigenſchaftsbeſtimmung gewünſcht hätten, liebt er, lediglich durch dies Wort, welches nicht die Erſcheinung des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern nur die Wirkung derſelben auf das Gemüt des Betrachtenden ausdrückt, zu charakteriſiren.

Das Vieh machte mit ſeinen Glocken «ein angenehmes Getöne». T. IV. 338, Mag. — Peter «ging durch einen angenehmen Wald». Ebd. 353. — «Ich ſah Wälder und Wieſen mit fernen angenehmen Bergen vor mir liegen.» IV. 150, bl. Eckb. — «Wir gingen über eine angenehme Wieſe.» Ebd. 151. — «In einer angenehmen Stadt mietete ich mir ein kleines Haus.» Ebd. 160. — «Die Geſellſchaft verfügte ſich nun in einen angenehmen Garten.» XVI. 31, St. — Sternbald dichtet «in einem angenehmen Walde». Ebd. 80. — Vor ihm lag «eine ſchöne Ebene mit

[144]) N. III. 178, Frg.; vgl. Fr. Viſcher, Äſthetik. Tl. III. Abſchn. II. Heft 5. S. 1221.

angenehmen Hügeln». Ebd. 151. — Er zieht mit seinem Begleiter «durch ein kleines angenehmes Gehölz». Ebd. 339. — «Eine angenehme Stimme» singt. Ebd. 347. — Er wird von einem Diener «durch angenehme Baumgänge» geleitet. Ebd. 410. — Ja im Blaubart, V. 19, bedauert jemand sogar, es nicht dahin bringen zu können, dass ihm «der Hut so angenehm schief von der Seite sitzt» wie seinem Freunde. —

Nächstdem fällt jedem Leser namentlich bei Tieck sofort die Überschwemmung mit den von andern Eigenschaftswörtern durch die Ableitungssilbe — lich gebildeten, meist adverbial gebrauchten Adjectiven auf, welchen eine den Begriff herabstimmende, verflüchtigende und auflösende Kraft innewohnt. Nicht den Leib der Vorstellung selbst, sondern nur dessen Schatten zeigen sie der Phantasie und entsprechen somit vorzüglich der Aufgabe des romantischen Stils. Oft mischt sich ausserdem noch eine archaistisch-religiöse Tonfärbung mit hinein wie bei gnädiglich, ewiglich u. a.

Bedächtiglich T. II. 181. Gen. N. II. 35, Gd. (bedächtlich T. IX. 20) — bescheidentlich T. II. 70, Gen. — bitterlich Ph. 210 u. ö. — böslich T. II. 82, Gen. u. o. — brünstiglich T. II. 252, Gen.; I. 92, Oct. u. ö. — dümmerlich (dumm) T. II. 354, Rk. — einfältiglich N. II. 13, H. a. d. N. — einmütiglich T. IX. 64, Schildb. — elendiglich Herzenserg. 270 — ernsthaftlich T. Gd. I. 9 — ewiglich T. XVI. 136, St. u. o. — festiglich T. II. 207, Gen. — flehentlich T. IV. 312, Mag. — fröhlichlich T. II. 159, Gen. — gewisslich T. XVI. 126, St. u. o. — gnädiglich T. II. 159, Gen.; Herzenserg. 94 u. ö. — herzensinniglich N. II. 32, geistl. L. — herzinniglich T. IV. 318, Mag.; Herzenserg. 204; N. II. 31, geistl. L. — höchlich T. X. 178, Z. u. ö. — holdseliglich T. IV. 134 — inniglich T. XVI. 128, St. u. o.; N. I. 64, H. v. O. — kecklich

T. IV. 181, g. E. u. ö. — klüglich N. I. 8, H. v. O. — kräftiglich T. X. 240, Z. u. ö.; Ph. 277 — künlich T. XIII. 45, Hk. u. ö.; Ph. 130 — kürzlich (in kurzen Worten) T. XVI. 284, St. u. ö.; Ph. 153 — leichtlich T. II. 80, Gen. u. ö. — mächtiglich T. V. 337, verk. W.; Ph. 180 u. ö. — mühſamlich T. I. 135, Oct. — ſänftlich T. X. 247, Z. u. ö. — ſäuberlich T. XIII. 330, Aut. u. ö. — ſeliglich T. IV. 142 — ſeltſamlich T. XVI. 279, St.; N. II. 66, Lehrl. u. o. — ſicherlich T. I. 345, Oct. — ſichtbarlich T. II. 180, Gen. u. o.; Ph. 237 — tapferlich T. XIII. 95 u. 167, Mel. — überweislich (überweiſe) T. X. 4, Z. — vermögentlich T. I. 177, Oct. — vorwitziglich T. IV. 133 — weislich T. I. 103, Oct. u. ö. — wonniglich T. II. 232, Gen. — wunderbarlich T. XVI. 149, St. u. o. — wunderſamlich T. Ph. 275 — würdiglich T. I. 418, Oct.

Eine änliche Verfeinerung und Erweichung des Begriffs wird durch den Superlativ erreicht, welcher, weniger in der Form des grammatiſchen als des logiſchen Superlativs, bei den Romantikern eine ungemein ausgedehnte Anwendung findet. Die Vorſtellung, welche in ihrer poſitiven Einfachheit und Beſtimmtheit das romantiſche Bedürfnis nicht befriedigt, wird über ſich ſelbſt hinausgehoben, ſo zu ſagen ſublimirt, potenzirt. Denn «es iſt, wie uns ein Athenäum-Fragment belehrt[145]), ein erhabener Geſchmack, immer die Dinge in der zweiten Potenz vorzuziehen». Dieſem Zwecke dienen zunächſt die Hervorhebungen des Eigenſchaftsbegriffes durch «ſo» «gar» «überaus» dergl., welche namentlich bei Tieck und Hardenberg ſo zallos die Oberfläche des Stils bedecken, dass Beiſpiele nur ein übriges tun würden. Nur einige Wendungen ſeien deshalb herausgehoben, um teils als Beiſpiele der üblichſten ſuperlativen Bezeichnungen,

[145]) Ath. I. II. 27.

teils zum Beweife zu dienen, welche Häufung der romantifche Ausdruck in der Beziehung one Erröten vertragen kann.

«Die weifsefte Rundung» T. XVI. 398, St. — «die toteften Steine» N. I. 24, H. v. O. — «allaugenblicklich» ebd. 6; «allkräftig» T. X. 229, Z. u. dergl. — «Die hochberühmte Stadt Nürnberg» T. XVI. 14, St. — «Bei den hocherhabenen Geftirnen» T. II. 119, Gen. — «So vollreizende Geftalten» XVI. 386, St. — «Weltberühmte Schönheit» T. IV. 292, Mag. — «Weltberühmte Stadt» Herzenserg. 109. — Ebenfo N. I. 91, H. v. O. — «In der grofsen weltherrlichen Stadt Jerufalem.» Ebd. 48. — «So überfelig» T. XVI. 70, St. u. o. dergl. — «So innigft» T. X. 367, Z. — «So fehnlichft» IV. 312, Mag. — «So recht im Innerften fülen» T. XVI. 52, St. — «So recht innigft empfinden.» Ebd. 202. — «So eine recht überaus künftliche Schmiedearbeit.» Ebd. 17. —

Diefelbe Neigung zur Steigerung des Begriffes ¶ 38. ins Unausfprechliche und Grenzenlofe verbunden mit dem Hang, den Gegenftand in fich felbft zurückkehren, in fich felbft befpiegeln zu laffen, bemächtigt fich auch des Subftantivums. Es zeigen dies die namentlich von den Schlegels ausgebeuteten Verbindungen, welche den Begriff in der Form des Subftantivums durch die Genitivbeftimmung deffelben Wortes oder durch eine adjectivifche oder verbale Beifügung deffelben Stammes potenziren.

Dass die ganze romantifche Poefie, diefe «Transfcendentalpoefie», Ath. I. II. 64, eine «Poefie der Poefie» fein wollte und Goethes Poefie ihr als «die vollftändigfte Poefie der Poefie» galt, ift bekannt, Ath. I. II. 68; vgl. die Auslegungen W. Schl.s in feinen fpäteren Vorlefungen, welche den urfprünglichen Sinn diefer Bezeichnung freilich umdeuten, bei Haym 778.

— Der Spott der Gegner forgte für die Verbreitung. In Kotzebues Pasquill auf Goethe reden die Schlegels den auf dem Thron fitzenden Meifter an: «Du reine poetifche Poefie, | Du Poefie der Poefie, | Hier naht fich Dein getreues Vieh» u. f. w. S. Koberftein Grundriss IV. 881. — Fr. Schl. urteilte von Hülfen, dass deffen Ironie aus «Philofophie der Philofophie» entfpringe, f. Haym 445; fchreibt von feinem Bruder, deffen Arbeiten fei «das Arbeiten des Arbeitens», Aus Schleierm.s Leben III. 76; nennt die Athenäum-Fragmente einen «efprit de l'efprit», Haym 901; lässt in der Luc. feinen Helden «den Genuss geniefsen» und gegen fein eigenes «Misstrauen misstrauifch» fein, Luc. 9 u. 70. Vergl. Schleierm.s Urteil über diefe «Luft an der Luft» in den vertr. Brfen 42 ff.; und was dergl. Wendungen mehr find. — Der ältere Bruder kündigt an, dass die projectirten Jarbücher auch «Kritik der Kritik» enthalten würden, W. Schl. VIII. 50; bezeichnet in feiner Rezenfion des Blaubart T. als einen «Dichter im eigentlichen Sinne, einen dichtenden Dichter» und möchte den geftiefelten Kater «wenn es nicht zu tieffinnig klänge, das Schaufpiel eines Schaufpiels nennen», XI. 136 u. 141. — Endlich rühmen auch Wackenr.s Phantafien über die Kunft S. 194 die Mufik als «die Kunft der Künfte», durch die «wir das Gefül fülen lernen». —

In allen diefen Ausdrücken offenbart fich jene der Fichtefchen Philofophie parallel gehende Grundrichtung des romantifchen Geiftes, welche in Kunft und Leben immer nur fich felbft darftellen, fich felbft anfchauen will und alfo immer nur eine, man möchte fagen, auf ihren eigenen Schultern ftehende, zur Doppelgängerei gefteigerte Subjectivität bleiben muss.

Im übrigen erweift fich freilich das Hauptwort den romantifchen Einflüffen weit weniger zugänglich als das

Adjectivum. Es hat eine zu fertige und ausgeprägte Natur, um dem Abſchwächungstriebe viele Möglichkeiten offen zu laſſen. Doch bleibt die Neigung zur Verflüchtigung des Begriffs auch hier unverkennbar. Sie zeigt ſich, um nur das Wichtigſte zu erwänen, teils darin, dass Tieck an Stellen, wo ſelbſt der poetiſche Stil den beſtimmten Artikel erfordert hätte, denſelben häufig one Rückſicht auf die entſtehende Härte unterdrückt; teils darin, dass Worte, deren Begriff ſchon an ſich eine Unbeſtimmtheit der Erſcheinung enthält, noch überdies in den Plural erhoben werden, um die einfache Unbeſtimmtheit dadurch noch zu vervielfältigen.

«Alle Tränen | Ach! ſie trachten | Weit nach Ferne» T. X. 5, Z. — «Der Krieg . . | Hat ihn (den Son) und Gattin mir zugleich geraubt.» Ebd. 376 — «Alles was ich für mein gehalten, nahm wie Fremdling von mir auf immer Abſchied» XVI. 288, St. — «So wie ein Auge in der Nacht, wie Öffnung, | Wo man durch ſchwarzen Vorhang Morgen ſieht» II. 127, Gen.

«Schimmer» liebt T. u. «Ferne» N. in den Plural zu ſetzen. XVI. 73, St. «Matte, 135, «Neue, 197, «Mondliche, 294, «Geſpaltene Schimmer» u. ſ. w. Ebd. 273, 359 u. I. 327, Oct. «Die Widerſcheine»; «Die goldnen Scheine» ebd. 36; «Die Krone, | Deren Scheine | Und heller Schmuck nur waren kalte Steine», ebd. 90. — «Fernen der Erinnerung» N. II. 2. H. a. d. N. — «Aus blauen Fernen», ebd. 3. — «Des Himmels Fernen» ebd. 8. — «Aus tiefen Fernen» ebd. 14. — «Jene Fernen» I. 104. H. v. O. — «In ungewiſſen Fernen» III. 123. —

¶ 39. Einen bedeutend gröſsern Spielraum bietet der Abſchwächung nun aber das Verbum mit ſeinem Trabanten dem Adverbium. Alles was der Ausſage ihre apodiktiſche Zuverläſſigkeit, Schärfe und Zweifelloſigkeit

nehmen und ſie zu einer problematiſchen machen kann, alles limitative und hypothetiſche laſtet auf den Schultern dieſer beiden Redeteile. Beim Zeitwort laſſen ſich daher Wendungen mit «es ſcheint», «mich dünkt», «es iſt als wenn» u. dergl., beim Umſtandswort dagegen die beſchränkenden Partikeln «beinahe» «faſt» «vielleicht» und änliche als die Parole des romantiſchen Stils bezeichnen.

«Wenn ich es beſchreiben ſoll, ſo war es faſt als wenn Waldhorn und Schalmei ganz in der Ferne durcheinander ſpielen.» T. IV. 152, bl. Eckb. — «Auf eine magiſche Weiſe (zauberiſch oder himmliſch, denn ich weiſs nicht, wie ich es nennen ſoll) iſt meine Phantaſie mit dem Engelsbilde angefüllt.» XVI. 202, St. — Ausgedehntere Stellen derſelben Art z. B. ebd. 273 u. 286 u. o. — «Es iſt als hätte ich . . . oder ich wäre . . . doch weiſs ich nicht, warum . . . ich glaubte, ich wäre . . .» u. ſ. f. N. I. 5, H. v. O.

Das limitirende Umſtandswort andrerſeits trittt uns als ein unentbehrlicher Beſtandteil des Fr. Schlegel-Hardenbergſchen Philoſophirens entgegen. Auf das «vielleicht» ſind alle ihre Philoſopheme gebaut und der letztere wenigſtens iſt vorſichtig genug es dem Leſer nur ſelten und auch dann nicht immer vorzuenthalten, wenn es ſich um einen Lieblingsgedanken des Schriftſtellers handelt. Zu unſerm Heil. Denn es muss uns bei der Lektüre dieſer überaus gewagten Behauptungen immer eine innere Beruhigung gewären, wenn ein «vielleicht» oder dergl. verrät, dass dieſelben doch nicht mit apodiktiſcher Zuverſicht ausgeſprochen werden. Freilich wird die Aufgabe trotzdem keine angenehme, ſich auf einem Morboden zu bewegen, der unter jedem Schritte nachgiebt und dem Denken eigentlich nie eine feſte Stellung geſtattet und es klingt faſt wie ſelbſtmörderiſche Ironie, was Hardenberg gelegentlich in einem Dialoge

ausfprechen lässt [146]): «Das Hypothefiren ift eine gefärliche Spielerei. Es wird am Ende leidenfchaftlicher Hang zur Unwarheit und vielleicht hat nichts den beften Köpfen und den Wiffenfchaften mehr gefchadet als diefe Renommifterei des phantaftifchen Verftandes. Diefe fcientififche Unzucht ftumpft den Sinn für Warheit gänzlich ab und entwönt von ftrenger Beobachtung, welche doch allein die Bafis aller Erweiterung und Entdeckung ift». Fr. Schlegels Schreibart wurde namentlich in der fpätern Zeit, als er, nach feines Bruders Worten [147]) «die konciliatorifchen Filzfchuhe» angelegt hatte, «durch alle die Bevorwortungen, Limitationen und Kautelen fchwerfällig». Schon feine Fragmente und Ideen im Athenäum zeigen dazu die Anfätze. Aber weit ausgefprochener ift daffelbe allerdings in Hardenbergs Fragmenten der Fall. Die unten ftehenden Beifpiele aus vielen.

> «Das Äufsere ift ein in Geheimniszuftand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt.» N. II. 104, Frg. — «Sollte Kälte wirklich die Muskeln ftärken, fo müssten Witz, Scherz und Leichtfinn auch wol die geiftigen Muskeln ftärken und erfrifchen, und fo wäre die Vermifchung des Luftigen und Ernfthaften . . . vielleicht eine fehr woltätige und heilfame Verbindung.» Ebd. 121. — «In dem Augenblick in welchem ein Menfch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendfte Wolluft in feinen Armen.» Ebd. 181.

Ferner, an einem andern, einem Orts-Adverbium dürfen wir hier nicht vorüber gehen, da in feiner Romantifirung Tieck und Hardenberg eine befondere Kunft-

---

[146]) N. II. 161; vgl. III. 163, Frg.: «Wer Fragmente diefer Art beim Worte halten will, der mag ein ehrenfefter Mann fein, nur foll er fich nicht für einen Dichter ausgeben» ff. u. Haym 366. — [147]) W. Schl.s Brf. an Windifchmann 1834. VIII. 291—292 u. 287; vgl. Gervinus V. 622.

fertigkeit bewiefen haben. Es ift das Wörtlein «abwärts». Die Vorftellung einer beftimmten Richtung oder Stellung im Raume wurde unter Benutzung der urfprünglichen Zweideutigkeit des Wortes, welches den Sinn von unterwärts und feitwärts in fich vereinigt, durch die Romantiker dermafsen abgefchwächt, dass nur der Gedanke an eine undeutlich in der Ferne vorgehende Bewegung oder Handlung übrig blieb und Grimm mit Berufung auf das erfte der untenftehenden Beifpiele den Sinn für «oft unficher» erklären muss. Das Wort wird in diefen Fällen ziemlich fynonym mit den andern bei denfelben Dichtern begegnenden Ausdrücken «fernab» «weit hinab» verwendet. Folgende find die hervorragendften Beifpiele.

«So halte dich nun auch ftill und abwärts.» T. XI. 138, K. v. B. — «Beglückt wer vom Getümmel | Der Welt fein Leben fchliefst, | Das dorten im Gewimmel | Verworren abwärts fliefst.» IV. 354, Mag. — «Weit umher abwärts die Winde blieben.» V. 370, verk. W. — «Lieblich Wänen, | Zärtlich Sehnen | In den Wipfeln abwärts durch die Blätter fäufeln.» XVI. 254, St. — «Schamerröten Liebe abwärts wandte.» II. 149, Gen. — «Die Stunden die Wochen abwärts leiten.» Ph. 233 — «Die Wolken teilen fich, ein Windftofs fürt | Sie abwärts.» Ebd. 278 — «Mit ihnen feh ich die mir abwärts neigen, | Die» .... T. Gd. I. 107 — «Ach, in fchönerm Wanfinn fliegt mir felber | Kunft mit allen den Meiftern traumgleich abwärts.» T. Nachgel. Schr. I. 205 — «Abwärts liegt das Vaterland.» N. I. 52, H. v. O. — «Die Mädchen erröteten und lächelten abwärts.» Ebd. 98 — «Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unausfprechlichen, geheimnisvollen Nacht.» II. 1, H. a. d. N. — «Jartaufende zogen abwärts in die Ferne wie Ungewitter.» Ebd. 4. —

«Fernab vom weltlichen Getümmel.» T. X. 39,

Z. — «Fernab liegt alles.» Ebd. 72. — «So fernab im Traume feiner Kindheit.» XVI. 70, St. — «Fernab erklingt es.» Ebd. 362 — «Im Walde fernab die ungewiffeften Spuren.» Ebd. 387 — «Fernab liegt die Welt.» N. II. 1, H. a. d. N. — «Weit! weit! | Liegft du Welt hinab.» T. X. 232, Z. — «Weit hinab fchaut des Propheten Blick.» II. 68, Gen. — «Seine Stimme zitterte durch alle Bäume hinab» IV. 329, Mag. —

¶ 40. Auch die Rektion der Präpofitionen weift bei Tieck eine Anzal Abweichungen von dem gewönlichen Sprachgebrauch auf, welche zum Teil derfelben Abfchwächungsneigung, zum Teil aber dem allgemeinen Gefetz jeder dichterifchen Darftellung, der Ungewönlichkeit des Ausdrucks, entfproffen zu fein fcheinen. Mehre davon fchlagen freilich der Grammatik fo handgreiflich ins Geficht, dass man fie lieber einem Fehlgriff des Setzers als der Abficht des Verfaffers zufchreiben möchte, wenn fie nicht gar zu oft und zu methodifch widerkehrten. In der erften Hälfte der folgenden Beifpiele wird die Präpofition mit dem Kafus der Bewegung ftatt des erwarteten der Ruhe verbunden; in der zweiten ift das umgekehrte, die Ruhe ftatt der Richtung eingetreten.

«Lass Dich von diefer Freude noch in diefe Welt zurückhalten.» T. VIII. 127, Abd. — «Nun werde ich nicht mehr nach jenen (*fic*) Berg hinblicken.» VIII. 320, Ad. u. E. — «Du haft gewaltig an die Kette geriffen, die unfere Seelen zufammenbindet.» VI. 259, W. Lov. — « . . um in ihr ruhiges kaltes Land feften Fufs zu faffen». XVI. 130 St. — «Mir fällt mein ganzes Bewusstfein um, | Steht auf den Kopf und macht mich dumm.» XIII. 318, Aut. — «Ift unfer Heiland nicht geboren | In Paläftinam?» I. 103, Oct. — «Sie landen drauf in Afiam.» Ebd. 146 — «Wenn ihr zu Chriftum euch bekennt.» Ebd. 192.

«An ihm war die Wolfart feiner Partei gekettet.»

VII. 72, W. Lov. — Er war «für uns und dieser (*sic*) Erde» zu gut. Herzenserg. 55 — «Sternbald war über Aschaffenburg und dem (*sic*) alten Mainz den schönen Rhein hinunter . . . gereiset.» XVI. 81, St. — «Sie brächten sich gern die Ansicht der Ewigkeit des Himmels, der Vergänglichkeit aller irdischen Güter klar vor den Sinnen, um desto gemächlicher auf ihrer Ban fortzuschreiten.» Ph. 227. —

¶ 41. Die andeutende Unbestimmtheit des romantischen Stils ist aber nicht zufrieden, nur die Begriffe abgeschwächt zu haben, sondern sie erweitert sich endlich zur Abschwächung des Urteils, indem sie den Satzbau und die Satzfügung sich in änlicher Weise dienstbar macht wie oben den einzelnen Ausdruck. Dies Ziel wird einesteils dadurch erreicht, dass Satzglieder, welche der naturgemäßen Widergabe des Gedankens unentbehrlich sind, herausgeworfen oder zusammengezogen werden und dadurch Härten und Verkürzungen entstehen, welche die nachempfindende Phantasie des Lesers erst wider ergänzen und ausglätten muss, andernteils dadurch, dass die Satzverbindung gegen das logische Verhältnis der Urteile eine auffallende Gleichgültigkeit beweist und die schlaffen Glieder nur lose an einander fügt.

Bis zur Manier häufig begegnet uns bei Tieck zunächst das Fehlen des kopulativen Verbums, was dann mehrfach, namentlich in der Genoveva, eine harte, herbe Participial-Konstruction zur Folge hat. Es ist nicht unmöglich, dass Tieck hierin durch seine spanischen Studien und Übersetzungen, welche bekanntlich der Genoveva auch sonst zu gute gekommen sind, beeinflusst worden ist. Wenigstens macht ihn W. Schlegel bei Zeiten auf die Not aufmerksam, die ihm die vielen spanischen Participia machen würden [148].

---

[148]) Bei Holtei III. 226.

«Leife Lüfte | Wehen linde, | Durch die Klüfte | Blumendüfte | Gefang im Winde. | Geifterfcherzen, leichte Herzen!» T. X. 6, Z. — «Sie ging mit Frühling Hand in Hand, | Die Wefte küssten ihr Gewand, | Zu Füfsen | Die füfsen | Viol und Primel hingekniet, | Indem fie ftill vorüberzieht.» XVI. 76, St. — «Sein (des Phantafus) Spielzeug eingepackt, | Ihm alles wider ins Kleid gefteckt | Und Vernunft macht 'ne drohende Mine.» Ebd. 369 — «Gegen dein Gezelt, | Wo der Waffen Klang, | Wend ich den Gefang.» II. 46, Gen.; ebd. 123 u. ö. — «Um Mondfchein zittern Wölkchen angefchwommen.» Ebd. 115.

Ferner geftattet fich Tieck einigemal in eigentümlicher, unferm Sprachgebrauch zuwiderlaufender Weife, die Auslaffung des «zu» vor dem Infinitiv, namentlich wenn daffelbe in einem parallelen Gliede bereits vorangegangen ift.

Man muss die Liebe nicht verfchleudern, | «Um nicht in jenen fchlimmften Fall zu kommen, | Um Liebe einft zu betteln und wie Bettler | Mit Hönen von der Tür gewiefen werden.» T. X. 71, Z. — «Noch mehr | Der Schlachten wünfcht ich zu erleben, öfter | Das Schwert zu brauchen für die deutfche Sache, | Ein Held zu fein und brav erfunden werden.» II. 130, Gen. — «Ihm dünkt die Welt erneuet | In andern Farben blühn.» IV. 195, g. E.

Aber auch noch verfchiedene andere zur Härte wie zur Unbeftimmtheit neigende Ellipfen, von denen eine fogar bis zur Verftümmelung des Wortes vorgefchritten ift und «fangen» ftatt «anfangen» gebraucht hat, finden fich bei demfelben Dichter.

«Hier kommt es nicht (darauf), Euch zu beluftgen an.» T. X. 199, Z. — «Er bekümmert fich nie (um das), was in der Welt vorfällt.» XVI. 111, St. Vergl. ebd. 362: Es «Kümmert fich keiner, dass ich wone

hier». — «So auch der Liebe Licht | Wandelt mit Dir, | Löfchet wol nimmer nicht. | Ift dorten (bald, wie Gd. I. 81 allerdings hinzufügen) bald hier.» Ebd. 133. — «Fangen die Geifter auf den Fluten zu fpringen (an).» Ebd. 249. — «Doch widerfur mir das um keines Lafters (willen).» I. 132, Oct.

Sodann füren die Romantiker eine gewaltfame Verkürzung des Ausdrucks in der Rektion des Zeitworts herbei. Entweder nämlich erfcheint mit einem Verbum, welches naturgemäfs eine Präpofition neben fich erwarten liefs, der abhängige Begriff unmittelbar im Dativ oder Genitiv verbunden, wie dies fonft nur der erhabnen Sprache der Ode eigen ift; oder umgekehrt ein Verbum der Ruhe wird durch die Belaftung mit einem Umftandswort oder einer Präpofition der Richtung zu einem Verbum der Bewegung gemacht, fo dass nun die Gedanken des Lefers noch einen zweiten Verbalbegriff als Träger derfelben zu ergänzen haben. Das erftere Mittel findet befonders im Octavian feine reichliche Verwendung und trägt mit dazu bei, den Stil diefes Drama mit dem Stempel der Manier zu verfehen.

«Die andern traten feinem Glanz zurück.» T. I. 196, Oct. — «Dem Anblick musst ich fromme Tränen weinen.» Ebd. — «Der hohen Pracht erftaunt die ganze Welt.» Ebd. 198; vgl. «Damit die Welt dem neuen Glanz erftaune.» II. 28, Gen. — «Dreifsig Kön'ge . . . . | Blutgierig all', der Religion erbofst.» Ebd. 228. — Vergl. «Und halb entfaitet der Mufik die Leier.» W. Schl. I. 88. Gd. — «Wir bleiben eines Ziels vereint.» Fr. Schl. bei W. Schl. I. 251. —

«Mein Genius ängftigt mich fort aus Italien.» T. VI. 192, W. Lov. — «Ein böfer Geift . . . ., der ihn durch das Leben dahin ängftigt.» IV. 201, g. E. — «Die meiften dünken fich noch was rechts, wenn fie»

die Sorge «in recht heftige Bewegung ängſtigt.» XVI. 71, St. — «Der ſtreitende Kreis . . . . gärt und ängſtet ſich in die Ruhe zurück.» Gd. I. 130. — Der Unzufriedene «ſich von Hügeln talwärts härmt». Gd. II. 201. — «Doch war mein Herz nach Liebe hingeſehnt.» II. 72, Gen. — «Bald zittert ſie hinweg vor jenem Bilde.» X. 194, Z.

¶ 42. Die Vernachläſſigung der logiſchen Beziehung in der Zuſammenfügung der Sätze zeigt ſich, wenn wir uns auf die ſprechendſten Fälle beſchränken, erſtens darin, dass von zwei Objecten das eine häufig in der Form eines Hauptwortes, das andre als Relativſatz erſcheint, ein Mangel an grammatiſcher Symmetrie, für den die Romantiker Goethe zum Vorgänger [149]) und manchen ſpäteren, nichtwiſſenſchaftlichen Schriftſteller zum Nachfolger haben; zweitens darin, dass der finale Infinitiv mit «um zu» nicht daſſelbe Subject wie ſein Verbum finitum erhält; drittens darin, dass der Relativſatz erſt in gröſserer Entfernung und nachläſſig ſeinem Träger folgt oder auch durch Attraktion ein ſelbſtändiger Satz einem vorangegangenen Relativſatz untergeordnet wird [150]). Einmal geht die Unbeſtimmtheit ſogar ſo weit, das Relativum mit Verleugnung der grammatiſchen Kongruenz auf einen früheren, dem Gedanken vorſchwebenden Begriff zu beziehen. Alle dieſe Erſcheinungen löſen dem Satzgefüge die Glieder und brechen die zur klaren Verſtändlichkeit erforderliche Koncentration aller Periodenteile. Für jeden Fall mögen einige Beiſpiele ſprechen.

«Sie ſprach oft . . . . von ihrem Kummer und dass ihr ſchöner Son warſcheinlich umgekommen ſei.» T. IV. 348, Mag.; u. dergl. ſ. o. — «Ich bot ihr das

---

[149]) ſ. A. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geiſt. Berl. 1852. S. 74. — [150]) ſ. ebd. S. 126 ff.

müde Pferd an, um bequemer fort zu kommen» (= damit ſie). XVI. 297, St. — «Iſt es nicht zu arg, dass da der jüngſte Tag plötzlich hereinbricht, one ihn nur ein bisschen zu motiviren?» IX. 354, j. G. — «Die bekannte Bildung meiner Mutter zog ſich ſichtbarlich zuſammen, die nach mir mit ernſten Minen ſchaute.» IV. 206, g. E. — «Ich konnte mich ordentlich gegen die groſsen herrlichen Geſtalten nicht ſchützen und mich ihrer nicht erwehren, die in meiner Phantaſie aufſtiegen.» XVI. 28, St. — «Die höchſte Kunſt .... iſt ein Geſang, deren Inhalt nur ſie ſelbſt zu ſein vermag.» Ebd. 274. — «Gemälde, die er in ſeinen Gedanken ordnete und mit Liebe bei dieſen Vorſtellungen verweilte.» Ebd. 19. — «Ein Tannenbaum, den der Sturm von einer Seite zur andern warf und je zuweilen faſt bis zur Erde den Wipfel beugte.» IV. 191, g. E.

¶43. Die muſikaliſche Verinnerlichung bezeichneten wir nach der andeutenden Unbeſtimmtheit als den andern Kunſtgriff unſerer Schriftſteller, den Schleier des Geheimniſſes über ihre Sprache auszubreiten.

Die phantaſtiſche Anſchauung, welche aller romantiſchen Poeſie das Material liefert, greift nicht in die weite Welt der Erſcheinungen, ſondern bleibt trotz aller Anſtrengung vielmehr immer in der Puppe des Gefüls ſtecken, taucht immer wider in die Abgründe des eigenen Selbſt hinab, will immer nur, nach den Worten des Athenäum [151]), die eigene poetiſche Reflexion «wie in einer endloſen Reihe von Spiegeln vervielfachen». Aber nur Eine Kunſt beſitzt die Mittel, wirklich in die Tiefen ſubjectiven Empfindungslebens hinabzuſteigen und das Innerſte des Menſchen nicht etwa aus der Ferne zu berüren, ſondern mit ſelbſtändiger Kraft zu ergreifen

[151]) Ath. I. II. 29, Frg.

und feiner Seele fich zu vermälen: die Kunft der Töne, die Mufik. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass die Romantiker mit ihr überall die innigfte Fülung fuchen, fie als die eigentlich «romantifche Kunft»[152]) für fich in Anfpruch nehmen. Ift fie ihnen doch diejenige, welche uns den «geheimnisvollen Strom in den Tiefen des menfchlichen Gemüts» «felber vorftrömt» und «wodurch wir das Gefül fülen lernen»[153]). Wackenroder und Tieck find auch hierin als Pfadfinder den Genoffen vorangefchritten. Der erftere, durch Fafch und Reichardt mufikalifch ausgebildet, wusste feine weiche Seele den weichen Tönen innig verwandt, erklärte es[154]) für fein «Lieblingsobject», «über Mufik zu kritifiren und zu äfthetifiren» und hüllte feine eigenen Bekenntniffe in «das merkwürdige mufikalifche Leben des Tonkünftlers Jofeph Berglinger», mit dem die Herzensergiefsungen fchliefsen. Der Freund, von Natur nichts weniger als mufikalifch beanlagt, aber im Reichardtfchen Haufe mit mufikalifchen Genüffen faft überfättigt, war fein Erbe, Erbe auch feines mufikalifchen Enthufiasmus. Das beweifen feine Werke. So blieb denn für Fr. Schlegel und Hardenberg nichts als die Pflege des einmal gefchloffenen Bundes, welcher in das Credo der Schule aufgenommen war. Der Inhalt aller romantifchen Werke, von den Volksmärchen bis zum Octavian und von den Hymnen an die Nacht bis zum Heinrich von Ofterdingen und zur Lucinde, ift eine fortlaufende Huldigung der Poefie dargebracht vor dem Tron der Mufik. Wie der Schwerpunkt romantifcher Bildlichkeit durchaus auf dem Gebiete des Tonlebens zu fuchen ift, fahen wir bereits oben[155]). Aber auch aufserhalb des Bildes hört das Klingen und Singen, das Raufchen und Blafen, dem

---

[152]) Fr. Schl. Luc. 93. — [153]) Ph. 193, 194. — [154]) In einem Brf. an T. bei Holtei IV. 170. — [155]) S. o. ¶ 5. S. 19 ff.

romantifchen Grundfatz entfprechend meift aus der Ferne herüber tönend und widerhallend, in der Erzälung niemals auf. Man fchlage nur eine Seite der Magelone, etwa IV. 304 oder eine des Sternbald, etwa XVI. 39 oder 411 auf und man wird uns weitere Beifpiele erlaffen. Namentlich der letztgenannte Roman, in welchem, einem Fr. Schlegelfchen Urteil zufolge[156]), «der romantifche Geift angenehm über fich felbft zu phantafiren fcheint», ift von Anfang bis Ende von Vokal- und Inftrumental-Mufik durchklungen, «da ift, lässt Tieck im Zerbino fich felbft verfpotten[157]), ums dritte Wort vom Waldhorn die Rede». «Man könnte es, fagt Goethe von dem erften Teil ganz mit Recht[158]), fo eigentlich eher mufikalifche Wanderungen nennen wegen der vielen mufikalifchen Empfindungen und Anregungen, es wäre alles darin, aufser der Maler» — worauf er durch Friedrich die indirekte Zurechtweifung erfärt: «Sagt es das Buch nicht felbft klar genug, dass es nichts ift und fein will, als eine füfse Mufik von und für die Phantafie?»

Die Romantiker verfehlten demnach recht eigentlich ihren Beruf, als fie ftatt des Fagotts die Schreibtafel ergriffen, wenn auch die Sorge fern liegt, dass wir bedeutende Komponiften an ihnen verloren haben. Das rächte fich wie immer. Wärend fie als Dichter auf die Phantafie und Sprache als ihr Handwerkszeug angewiefen waren, zog ihr Herz fie beftändig in das Reich der Töne und des Gefüls hinüber. Zwifchen beiden Welten fchwebend fanden fie nur Eine Rettung: fie wurden Mufikanten des Wortes und fuchten, was fie mit Tönen nicht durften, mit den Mitteln der Sprache aus-

---

[156]) Ath. I. II. 129, Frg. — [157]) T. X. 292. — [158]) Nach einem Brf. Carolinens an Fr. Schl. in Caroline I. 219, wo S. 227 die obige Erwiderung Schl.s folgt.

zufüren. Der mufikalifche Inhalt zog eine mufikalifche Form ihrer Dichtung nach fich. Wort und Klang werden fo nahe an einander, ja in einander gerückt als möglich, das erftere zieht die Livrée des andern an und erfüllt, fo gut es gehen will, die ungewonten Pflichten des fremden Amtes.

So gut es gehen will. Denn noch immer kam, wer die Grenzen zweier Künfte verwifchen und den Beruf der einen auf die andere übertragen wollte, zwifchen zwei Stüle zu fitzen. Dass der Dichter nur zu feinem Verderb dem Maler den Pinfel aus der Hand nehmen könne, wiffen wir feit Leffings Laokoon. Dass er aber auch das Muficiren den Mufikanten überlaffen muss, diefe Erkenntnis danken wir befonders den Verirrungen der Romantiker. Wenn die Poefie, wie Vifcher mit ausdrücklicher Beziehung auf Tiecks Lyrik fagt [159]), der Mufik gleich «geftaltlos im unbeftimmten Weben der fubjectiven Empfindung fich bewegt», fo verliert fie den ficheren, ihr gewiefenen Boden unter den Füfsen, bis fie um fo heftiger aus dem ihr fremden Reiche der Luft auf denfelben zurückfällt. Damit foll nicht geleugnet werden, dass die mufikalifche Dichtung der Romantiker, gerade weil fie aufser ihren eigenen Mitteln noch vielfach über fremde verfügt, das Herz oft mit wunderbarer, ungeanter Gewalt ergreife. W. Schlegels Worte über die Lieder in den Volksmärchen [160]) gelten im ganzen auch noch heute. «Die Sprache hat fich gleichfam alles körperlichen begeben und löft fich in einen geiftigen Hauch auf. Die Worte fcheinen kaum ausgefprochen zu werden, fo dass es faft noch zarter wie Gefang lautet: wenigftens ift es die unmittelbarfte und unauflöslichfte Verfchmelzung von Laut und Seele,

---

[159]) Fr. Vifcher, Äfthetik, a. a. O. S. 1197. — [160]) Jetzt W. Schl. XII. 34.

und doch ziehen die wunderbaren Melodien nicht unverſtanden vorüber. Der Löwenanteil aus dieſem muſikaliſchen Raubzuge der Romantik fiel naturgemäſs aber wider der Innerlichkeit und Myſtik des Stils zu. Die Darſtellung wird auch hierdurch wider nur aus dem Sonnenlicht des Verſtandes in den Dämmerſchein des Geheimniſſes gerückt.

Hören wir denſelben Sachverſtändigen weiter. «In dieſen klaren Tautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich alle die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt und der ſchwülere Mittag wider mit Dunſt umgiebt; die ganze andungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefül, das nur aus der innerſten Seele kommen kann und doch leicht und loſe in der Auſsenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leiſe herüber hallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der warſten Innigkeit, ſchlicht und phantaſtiſch zugleich.»

Damit wird unſere allgemeine Berechtigung, hier von der muſikaliſchen Verinnerlichung im Dienſte der Stilmyſtik zu ſprechen, nachgewieſen ſein. Die Anwendung im Einzelnen hat das Weitere auszufüren und den Einfluss des muſikaliſchen Übergewichts zuerſt auf das Wort und ſodann auf den Gedanken zu zeigen.

¶ 44. Die Muſik des Wortes. Es giebt zwei Punkte, an denen, da die Dicht- und die Tonkunſt in ihnen ſich berüren, der Übergang aus der einen in die andere möglich iſt: einmal iſt dies der Klang und zweitens der Rhythmus. Indem die Romantiker ſowol den einen als den andern unverhältnismäſsig ausbildeten und über das der Poeſie zukommende Maſs ſteigerten, machten ſie ihre Sprache zu einem muſikaliſchen Inſtrument, zu

einem Mittel mufikalifcher Zwecke. Das klingende Material der Sprache find aber die Vokale. Wir haben deshalb an erfter Stelle den Vokalismus der romantifchen Poefie, die einfeitige Bevorzugung und Ausgeftaltung des vokalifchen Sprachelements hier zu erörtern, wobei freilich die allfeitige Durchfürung diefer Erfcheinung der romantifchen Poetik überlaffen und unfere Befprechung auf die den Stil beftimmenden Haupteigenheiten befchränkt bleiben muss.

Nicht in der menfchlichen Stimme erreicht die Mufik für die Romantik ihre idealfte Höhe, fondern in dem Klang der Inftrumente, welche fich im Zerbino [161]) felbft «die kindifchen Dichter» nennen. Die Inftrumental-Mufik ift nach Hoffmanns oft citirtem Wort «die romantifchfte aller Künfte», «in ihr, rühmen die Phantafien [162]), ift die Kunft unabhängig und frei» — unabhängig und frei, das ift allerdings die nächfte Meinung, von jeder fremden Kunft, von jedem gedachten Text; aber auch unabhängig und frei, fo können wir den romantifchen Gedanken fortfüren, von allem irdifchen Beifatz der Mitlauter und gefchloffenen Töne, allein in dem eigenen Klange fchwebend und ausruhend. Und von den Inftrumenten widerum reicht der Wert der Blasinftrumente, vor allen des Waldhorns und der Schalmei, weit über denjenigen der Streich- und der Schlaginftrumente hinaus, denn jene bringen den Vokal in noch unmittelbarerer, in noch mehr ätherifcher, fich felbft genügender Geftalt zur Darftellung als die andern. Der Vokal gilt eben in der Romantik alles, der Konfonant wird nur als eine leidige Zugabe geduldet.

---

[161]) T. X. 290. — [162]) Ph. 261 u. 268; vgl. auch Fr. Schl.s Ath.-Frgmt. I. II. 144: «Eine gewiffe Tendenz aller reinen Inftrumental-Mufik zur Philofophie (ift) an fich nicht unmöglich. . . Muss die reine Inftrumental-Mufik fich nicht felbft einen Text verfchaffen?» ff.

«Die Seele, schreibt der ältere Schlegel[163]), die innere Empfindung offenbart sich durch die Stimme, die Stimme aber tönt nur in den Vokalen.» «Die Vokale enthalten, behauptet der jüngere Bruder[164]), den musikalischen Bestandteil und entsprechen dem Princip der Seele.» «Vokale heissen bei den Hebräern Buchstabenseelen», berichtet beifällig ein Hardenbergsches Fragment[165]).

Als die Romantiker nun aber mit solchen Grundsätzen an ihre dichterische Arbeit gingen, wurden sie mit Schrecken gewar, dass ihr Sprachinstrument, das neuhochdeutsche Idiom, der freien Entfaltung tönender Vokale am allerwenigsten Raum gestattete, weit weniger als die griechische Sprache, weniger als die spanische und italienische, weniger selbst als die ältere deutsche. Deshalb geht durch die ganze Romantik die Klage über diesen Mangel Hand in Hand mit einem eifersüchtigen Schielen nach den südländischen Dialekten. W. Schlegel untersucht in einem an seinen Bruder adressirten Aufsatz[166]) unsere Sprache sehr eingehend auf Härte und Weichheit, indem er sie an der griechischen misst, und gelangt zu dem wenig tröstlichen Ergebnis, dass es bei uns mit den Vokalen, wo möglich, noch schlechter stehe, wie mit den Konsonanten. Mit der spanischen verglichen, sagt er an einer andern Stelle[167]), «muss unsere Sprache gegen die hochtönende Pracht beinahe verstummen und kann über diesen Punkt zu einiger Selbsterkenntnis kommen». Fr. Schlegel dagegen preist im Athenäum bei Gelegenheit des Tieckschen Don Quixote das Spanische als das romantische Sprach-

---

[163]) W. Schl. XI. 167. — [164]) Fr. Schl. I. 127. — [165]) N. II. 117 vgl. 132. — [166]) W. Schl. VII. 155 ff. «Betrachtungen über Metrik», S. 175; vgl. die änlichen Ausfürungen im «Wettstreit der Sprachen» Ath. I. 1. 3 ff. = S. W. VII. 197 ff. — [167]) W. Schl. XI. 419.

ideal[168]): «In keiner andern Profa ift die Stellung der Worte fo ganz Symmetrie und Mufik, keine andere braucht die Verfchiedenheiten des Stils fo ganz wie Maffen von Farbe und Licht .... Lasst uns die populäre Schreiberei der Franzofen und Engländer vergeffen und diefen Vorbildern nachftreben.» Und Hardenberg endlich klagt und mant[169]): «Unfere Sprache war zu Anfang viel mufikalifcher, fie hat fich nur nach und nach fo profairt, .fo enttönt: fie ift jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man diefes fchöne Wort fo erniedrigen will; fie muss wider Gefang werden. Die Konfonanten verwandeln den Ton in Schall.» Die Tatfachen, welche den Romantikern folche Klagen entpressten, find ja richtig. Unfere Sprache hat faft durchweg für die vollen tönenden Vokale der alten Endung das tonlofe E eingetaufcht, welches die Farbe des abftrakten Gedankens, aber nicht die des finnlichen Klanges an fich trägt, wärend Italiener und Spanier den hohen mufikalifchen Wert ihrer Sprache wefentlich den fonoren A und O der Endungen verdanken. Jene Klagen werden auch fo oft fich widerholen, als an unfere Sprache mit rückfichtslofer Übertreibung ein fremder, ihr nicht eingeborner Mafsftab gelegt wird, als man mit einfeitigen Vorausfetzungen fei es eines andern Idioms, fei es einer andern Kunft, der Tonkunft, zu ihr kommt. Aber was war zu tun? Friedrichs des Grofsen Vorfchlag, dem Übel durch Anhängung eines offenen A abzuhelfen und ftatt nehmen «nehmena» zu fagen, war feiner Stellung zur deutfchen Literatur völlig würdig, würde aber felbft dem romantifchen Gewiffen als ein Statsftreich gegolten haben. So blieb ihnen nur übrig, durch

---

[168]) Ath. II. 327, auch citirt bei W. Schl. XI. 426 Anm.; vgl. W. Schl.s änliche Urteile Ath. II. II. 277 ff. = S. W. IV. 123 ff. — [169]) N. II. 131, Frg.

Bevorzugung der weiblichen Versſchlüſſe und durch gehäuftere Widerholung der Gleichklänge unſerer Sprache ein vokalreicheres Anſehen zu geben und zu verſuchen, ſie, die eigentlich aus dem E geſprochen wird, in das A-I-O-U der ſüdlichen Romanen umzuſetzen. Durch mehr oder weniger geſchickte Verwendung dieſer volleren Klänge erreichten ſie wenigſtens teilweiſe ihre Abſicht und umwoben einzelne ihrer Dichtungen mit jenem duftigen Hauch, welchen weder die Tiefe des Gedankens noch die Kraft der Phantaſie, ſondern lediglich die muſikaliſche Empfindung zu verleihen vermag. Anderenteils freilich konnten ſie nicht zur Naturfarbe machen, was doch nur Schminke war und der Spott, welchen ſie von Herders Adraſtea bis zu Ruges Manifeſt wegen ihrer A-E-I-O-U-Künſte zu erdulden hatten, raubte erbarmungslos am Ende auch dem Empfänglichen die unerlässliche Stimmung für dieſe Stimmungspoeſie.

Doch als geſchichtliche Erſcheinung behält auch dies Abenteuer der romantiſchen Tafelrunde ſeinen groſsen charakteriſtiſchen Wert. Wir erweiſen denſelben zunächſt aus dem romantiſchen Gebrauch des Reims, ſodann aus demjenigen der Aſſonanz.

¶ 45. Erſtens. Die unbeſtreitbare Warheit, dass es ein muſikaliſches, von dem Gefül beherrſchtes Intereſſe geweſen, welches dem Reim das Daſein gab, wird von den Romantikern mit groſser Vorliebe behandelt. Schon in Fr. Schlegels Schrift «über das Studium der griechiſchen Poeſie» 1795 — 1796 heiſst es von jenem [170]: «Wie der einzelne Laut den vorübergehenden Zuſtand, ſo bezeichnet jene Widerkehr die beharrliche Eigentümlichkeit. Sie iſt die tönende Charakteriſtik, das muſikaliſche Abbild einer lebendigen Perſönlichkeit .... Nur in der tiefſten Charakteriſtik der Gefüle kann die

[170]) Fr. Schl. V. 37 — 38.

poetifche Bedeutung diefer mufikalifchen Silbenfpiele und Anklänge der Phantafie gefucht und gefunden werden.» In feinem erften Kurfus Berliner Vorlefungen vom Winter 1801—2 fürt ferner W. Schlegel am gehörigen Orte [171]) aus, «wie im Reime das der antiken Rhythmik entgegengefetzte Princip liege, nicht das des plaftifchen Ifolirens, fondern das der erregten Erwartung, der allgemeinen Verfchmelzung, des Herüber- und Hinüberziehens, der Eröffnung von Ausfichten ins Unendliche». Und nicht viel fpäter endlich fchrieb Tieck in der Vorrede zu feinen Minneliedern [172]), dass nicht der Trieb zur Künftlichkeit den Reim eingefürt habe, «fondern die Liebe zum Ton und Klang, das Gefül, dass die änlich lautenden Worte in deutlicher oder geheimnisvoller Verwandtfchaft ftehen müffen, das Beftreben, die Poefie in Mufik, in etwas Beftimmt-Unbeftimmtes zu verwandeln». So zutreffend nun auch diefe Sätze im ganzen heifsen müffen, fo ift doch nicht weniger richtig, dass die mufikalifche Seite des deutfchen Reimes durchaus keine dem Or mit Gewalt fich aufdrängende, den Klang anfpruchsvoll in den Vordergrund fchiebende ift und fein darf. Im Gegenteil, wir nennen den einen tiefern Kenner des Reimes, welcher wie Goethe die ungefuchteften Reimworte mitten aus dem Strom der poetifchen Sprache herausfchöpft, und wir bedauern, dass der Eindruck der Schillerfchen Reime, von den Freiligrathfchen ganz zu gefchweigen, nicht ausfchliefslich poetifchen Mitteln zu danken ift. Auch die Romantiker, excentrifch wie immer, traten aus dem graden Wege des Reimes, nicht aber, wie die letztgenannten Dichter nach der Seite der Reflexion, fondern nach derjenigen der Empfindung. Sie taten dies einerfeits, indem fie

---

[171]) Wir berichten nach Haym 781. — [172]) Jetzt «Krit. Schr.» I. 185 ff., obiges Citat 199.

den weiblichen Reim als den «an ſich ſchönſten», weicheren, volleren unverhältnismäſsig bevorzugten. Für die Nachbildung des Italieniſchen, beſonders des mehr muſikaliſchen als charakteriſtiſchen Taſſo, empfiehlt W. Schlegel[173]) denſelben wegen ſeiner «Hinneigung zum Lyriſchen» ausſchlieſslich und beruft ſich zum Beweiſe für die unbedenkliche Durchfürung auf «das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, welche ungefär eben ſo reich an männlichen Reimen ſind als wir und dennoch bei Aufnahme der italieniſchen Silbenmaſse und für dieſe, die italieniſche Weiſe zu reimen mit Glück eingefürt haben». Der muſikaliſchere Gehalt der weiblichen Endung liegt auf der Hand. Aber ihre einſeitige Hervorhebung, welche nicht etwa bei den Überſetzungen ſtehen blieb, nötigte vielfach, den Reimvorrat durch zuſammengeſetzte, künſtlich gebildete und ſeltenere Worte zu vermehren. Andererſeits wurde das muſikaliſche Weſen des Reimes dadurch mehr zur Geltung gebracht, dass man ihn nicht nur zweimal, ſondern drei- und viermal und nicht nur als End-, ſondern auch als Binnenreim widerholte, um mit dem gehäufteren Gleichklang das Or um ſo ſicherer gefangen zu nehmen, in den Schlummer des Gefüls zu wiegen. Auch dazu konnte die beſte Gelegenheit nur von den italieniſchen Maſsen, den Sonetten, Ottaven und Terzinen kommen; ſie wurden deshalb fleiſsig geübt. Was ſchadete es, wenn auch einige Zwangsmaſsregeln gegen den widerſtrebenden deutſchen Vers angewandt werden mussten, wurde doch die muſikaliſche, verinnerlichende Abſicht erreicht. «Das Gefül ſteht, wie ein einſichtsvoller Beurteiler ſich ausdrückt[174]), überall mit ſchwärmender

---

[173]) W. Schl. XII. 251 u. 256, in einer Rezenſion der Griesſchen Überſetzung des raſenden Roland. — [174]) Caspar Poggel in den trefflichen, nur für die Romantik zu günſtigen «Grundzügen einer Theorie

Ruhe über feinem Gegenftande ftill; es hegt fich felbft und fchwelgt mit Bewusstfein in feinem eigenen Genuffe. Es fucht fich felbft nur, weil es fein eigener Zweck ift.» «Diefer romantifchen Gefülsftimmung entfprechen die genannten Reimversarten. Das Or verweilt in ihnen mit geniefsender Innigkeit bei denfelben Klängen. Wie ein Liebender fich den Namen feiner Geliebten vorfingt und in dem füfsen Klange eine angenehme Mufik findet, fo fpielen diefe Dichter mit den Tönen der ganzen Sprache.»

Derfelbe Trieb mufikalifchen Gefülsfpiels kam in noch höherem Grade an dem durch Tieck der fpanifchen Poetik entlehnten Echo zum Ausdruck. Dadurch dass am Schluss der Zeile das letzte Wort felbft oder ein faft gleichlautendes nachhallend widerholt wird, fcheint, wie der genannte Theoretiker treffend bemerkt[175]), «eine geheimnisvolle Naturwirkung mit unferer Empfindung in ein teilnehmendes Verhältnis zu treten und Or und Mund für unfere Sprache anzunehmen». So fingen z. B. die Vögel im Zerbino[176]): «Die freie, weite Welt — | Wie uns das gefällt! | Gefällt! | O herrliche Welt!» Oder im Octavian, deffen Formenmifchung diefem Reimfpiel befonders günftig war, fpricht der Dichter[177]): «Hör Echo du im Tale drunten — unten — | Baumzweige über meinem Haupte droben — oben! | Die alte Zeit kömmt mir in meine Sinnen — innen —» u. f. w. Man fieht, der Gedanke hat fo gut wie keinen Anteil an diefer Erweiterung des Verfes, wie von felbft hallt der empfundene Laut von den Wänden des unbewusst in fich fchwärmenden Gefüls zurück. Ein änliches Spiel-

---

des Reims und der Gleichklänge mit befonderer Rückficht auf Goethe. Münfter 1836». S. 87. Die ganze Schrift ftellt fich zunächft nur zur Aufgabe «die bisher nicht genug beachtete mufikalifche Bedeutung des Reimes in unfrer Poefie zu zeigen». — [175]) A. a. O. 78. — [176]) T. X. 266. — [177]) T. I. 8; andre Beifpiele ebd. 5 u. 124.

bedürfnis hatte ſchon anderthalb Jarhunderte früher die Schleſier auf das Echo hingefürt, ein Beweis mehr, dass Herder nicht one Grund eine innere Verwandtſchaft derſelben mit den Romantikern behauptete.

¶46. Zweitens. Was weder Reim noch Echo völlig zu bieten ſchienen, das bot die Aſſonanz. Die Aſſonanz iſt der auf den Vokal beſchränkte Reim. Wärend die Konſonanten als totes Material unbeachtet daneben liegen, begleitet der ſtets widerkehrende Selbſtlauter den fortſchreitenden Gedanken mit melodiſchem Klang und hält die Seele mit geheimnisvollen Banden beſtändig in derjenigen Stimmung feſt, welche dem gewälten Laut die verwandteſte iſt. Dient daher die Alliteration, die Verknüpfung durch den gleichen Konſonanten, weſentlich rhetoriſchen und charakteriſtiſchen Zwecken, ſo erfüllt die Aſſonanz den Beruf der Muſik. Kein Wunder alſo, wenn man ſich beeilte, dies vorzügliche Stimmungsmittel den Romanen zu entlehnen. «Der ſeltſame Zauber dieſes Klanges, ſchreibt Tieck [178], der neben dem Reim andungsreich ſchwebt, gefiel meinem Or ſo ſehr, dass ich im Octavian ihn in allen Lauten ſprechen lieſs.» In einzelnen Gedichten, beſonders in den «Zeichen im Walde», hatte er dies ebenſo wie W. Schlegel im Fortunat und Fr. Schlegel im Alarkos bereits früher getan. Allein wenn irgend wo, ſo zeigte ſich hier die deutſche Sprache dem romaniſchen Faltenwurf nicht gewachſen. Eine ſolche Fülle in demſelben Vokal ausruhender, meiſt weiblicher Versſchlüſſe, wie ſie die Aſſonanz erforderte, konnte im Deutſchen nur durch gewaltſame Mittel beſchafft werden. Namentlich ein missleiteter roher Archaismus musste zur Vermehrung aſſonirender Gleichklänge Handreichung tun. Das abſchreckendſte Beiſpiel dieſer Gattung werden immer

[178]) T. I. XXXIX, Vorber. z. 1. Lieferg.

«Die Zeichen im Walde»[179]) bleiben. Um den grässlich heulenden «Unken»-Ton der ganzen Romanze durchfüren zu können, musste unſer Sprachſchatz z. B. um folgende «Unken»-Formen bereichert werden: begunnte; zurucke; blumend; erhube; niederſchluge; verrucke u. drgl. Wenn der Dichter eine beiſsende Parodie romantiſcher Don Quixoterien hätte geben wollen, ſo würden wir an dem Gelingen ſeiner Abſicht nicht zu zweifeln Urſache haben.

Mit dem einſeitig ausgebildeten Klang verbündet ¶ 47. ſich nun weiter der einſeitig ausgebildete Rhythmus, um über das muſikaliſche Prinzip der Romantik keinen Zweifel zu laſſen. Fr. Schlegel betont es ſelbſt[180]), dass «die Prinzipien des Rhythmus und ſelbſt der gereimten Silbenmaſse muſikaliſch ſind». Die angeborene Neigung unſerer Schule, den formellen Geſichtspunkten immer vor den materiellen den Vorzug zu geben, fand hier ihre reichlichſte Befriedigung. Ihre Dichtungen gleichen oft einem Acclimatiſationsgarten, wo die bunteſten fremdländiſchen Versmaſse mit kosmopolitiſcher Gleichgültigkeit ſich auf deutſchem Boden begegnen. Und nicht zufrieden mit dem, was Ausland und Heimat ihnen boten, prägten ſie ſich ſelbſt neue Formen in immer wechſelnder Mode, ja miſchten die Versmaſse in demſelben Gedicht zu einem weder analyſirbaren noch ſkandirbaren Gebräu. Selbſt in ihrer Proſa entdeckten ſie mit Bewunderung rhythmiſche Neigungen, teils hexametriſche, teils jambiſche[181]). Auch dieſe Erſcheinungen kommen weſentlich dem, was wir die Myſtik des Stils genannt haben, zu gute. Denn wie in Reim und Gleichklang das ruhende, ſich in ſich ſelbſt ſpiegelnde Gefül

---

[179]) T. Gd. I. 22 ff.; vgl. o. ¶ 21. — [180]) Ath. III. 1. 90, «Geſpräch ü. d. Poeſie»; vgl. ebd. 16 «Der Rhythmus iſt die Idee der Muſik». — [181]) Aus Schleierm.s Leben III. 102, 180, 181.

feine Sprache findet, fo foll der Rhythmus der fortfchreitenden Bewegung des Begehrungsvermögens Ausdruck verleihen. Ift nun derfelbe ein durchfichtig klarer, fcharf geprägter und feft begrenzter, fo fpricht aus ihm ein kräftiges, beftimmtes und zielbewusstes Wollen; fchwankt er dagegen in ewig wechfelnden, ihrer felbft ungewiffen Mafsen, fo bedeutet er ein fchwächliches, immer wider in die Impulfe des Gefüls zurückfinkendes, energielofes Begehren. Wie die romantifche Poefie ftets zwar wollen will, aber niemals die Kraft des Entfchluffes findet, deffen ift auch ihre Rhythmik ein deutlicher Beweis. Nur die Anlehnung an füdländifche Versfchemata konnte derfelben zuweilen einen Schein von innerer Feftigkeit und Haltung verleihen.

Und noch ein anderes. Der Verworrenheit des romantifchen Rhythmus arbeitet feine Künftlichkeit und Gezwungenheit in die Hand. Diefelbe entfpringt teils aus einer unpoetifchen Schwerfälligkeit der Gedankenfolge, welche das Flügelpferd der Mufen in den Laftzug der Philofophie fpannen und überall auch den Rhythmus zu Symbolen des Gedankens preffen will. So ift es namentlich bei Fr. Schlegel der Fall, von deffen in der Blütezeit der Schule entftandenen Gedichten fpäter der Bruder felbft fchreibt[182]: «Wenn ein in die Spekulation verfenkter und durch mannigfaltiges Wiffen bereicherter Geift vom Nachdenken über das innerfte Wefen der Poefie fich zu deren Ausübung wendet, fo wird er anfänglich die künftlichften Formen als feinem Zweck am meiften entfprechend vorziehen; und die Schwierigkeit diefe Formen durchzufüren, zufammengenommen mit dem Tieffinn der Gedanken, wird alsdann

[182]) W. Schl. XII. 213 in der Rezenfion von Roftorfs Dichtergarten, v. J. 1807; f. eine änliche Äufserung deffelben in einem Brf. an Schleierm. 1800: Aus Schleierm.s Leben III. 182; Fr. Schl. I. 77 u. Haym 670 ff.

leicht Dunkelheiten verursachen.» Man braucht nur sein Trauergedicht auf Auguste Böhmers Tod «Der welke Kranz», welches durch ein Versehen Böckings auch unter die Werke seines Bruders geraten ist[183]), mit der Umgebung, die es hier gefunden, zu vergleichen, um einen Begriff von diesem sogenannten «Tiefsinn der Gedanken», welcher sich in die Form geflüchtet hat, zu erhalten. Es ist jedem Leser solcher Fr. Schlegelschen Poesieen aus der Seele gesprochen, was Körner an Schiller über den Alarkos schreibt[184]): «Für den eigentlichen Wolklang der Verse muss er gar kein Or haben.» Teils wie bei Tieck liegt der Grund jener Formenkünstelei in einer geheimnisreich scheinenden, in Warheit aber meist recht äusserlichen Spielerei der Empfindung. So kleinlich und mühselig der Rhythmus der Tieckschen Lyrik auch ausgebildet zu sein scheint und so viel sich offenbar der Dichter selbst auf denselben zu gute tut, so gering ist dennoch auch bei ihm das natürliche Gefül für Eyrhythmie, welches darin zu Tage tritt. Auch dies Urteil gab ihm wider zuerst sein Freund Wackenroder zu verstehen, als er ihm schon 1793 schrieb[185]): «Ich . . . behaupte dreist, dass ich über Versbau, Wolklang, Rhythmus, Ausfeilung der Perioden, Ausbildung der Metaphern, Feinheiten der Sprache und was dergl. kleine Sächelchen mehr sind, ungleich treffender urteilen kann als ihr beide» — er meint Tieck und Burgsdorf.

Es liegt auf der Hand, welchen Gewinn wider die Mystik des romantischen Stils aus diesen selbstgeschaffnen rhythmischen Schwierigkeiten ziehen musste. Das gewundene Versmafs wurde das Prokustesbett des Satzes, welcher manchmal sein Widerstreben mit einer gewaltsamen Dehnung, viel häufiger aber mit grausamer Ver-

---

[183]) W. Schl. I. 33 = Fr. Schl. IX. 94. — [184]) Schillers Briefwechsel mit Körner, IV. 283. — [185]) Bei Holtei IV. 264.

kürzung und Zerſtückelung büſsen musste. Was wir oben [186]) von der Myſtik des Satzbaues, von gezwungenen Participialkonſtructionen und harten Ellipſen zu ſagen hatten, iſt grofsenteils dieſem rhythmiſchen Kunſttriebe in Rechnung zu ſetzen. Doch müſſen wir auch diesmal wider, um gerecht zu ſein, den ältern Schlegel und Hardenberg von dem Makel ſolcher rhythmiſchen Irrwege freiſprechen. Der erſtere, Herrſcher aller Formen, jeder Klarheit und Beſtimmtheit Freund, nahm mit gewonter Sprachgewandtheit, wenn auch nicht mit urſprünglicher Dichterkraft alle Hinderniſſe, welche die fremden Rhythmen ihm in den Weg ſtellten. Mochte ihn Körner auch denjenigen beizälen [187]), «die über den Mitteln den Zweck vergeſſen», mochte der böſe Leumund auch beiſsend genug behaupten [188]), dass ſein Verhältnis zu ſeiner Gattin «häufig durch ein verſchiedenes Urteil über ein Silbenmaſs oder dergl. verſtimmt» werde, ihm vor allen bleibt dennoch der Ruhm, welchen er ſelbſt widerholt für die ganze Zeit in Anſpruch nimmt [189]), dass unſere Sprache durch Einfürung der «künſtlichſten Gedichtformen und Silbenmaſse aus andern Sprachen» «ſich nach allen Seiten erweitert» und der unnützen Feſſeln entledigt habe. «Die deutſche Sprache, ſagt D. F. Strauſs [190]), zum Pantheon zu machen, worin alles gröſste

---

[186]) S. o. ¶ 41 u. 42. — [187]) In einem Brf. an Schiller, a. a. O. III. 370. — [188]) Wie Savignys Tagebuch berichtet, citirt in Caroline I. 288 Anm. — [189]) Wir notiren die bez. Bemerkungen W. Schl.s in chronologiſcher Folge: 1799: Ath. II. II. 281 ff. = W. Schl. IV. 127 (An T.); 1799: W. Schl. XI. 384 (Orlando der Raſende); 1800: Aus Schleierm.s Leben III. 182 (Brf. an Schleierm.); 1801: W. Schl. X. 182 ff. (Anm. zu der Rezenſion des Vossſchen Homer); 1803: A. d. Leben v. J. D. Gries 1855. S. 53 (Brf. an Gries); 1810: W. Schl. XII. 243 (Gries' raſender Roland). Eine parallele Bemerkung Fr. Schl.s ſ. i. dem «Geſpr. ü. d. Poeſie» Ath. III. I. 91 — 92 u. in weiterer Ausfürung Fr. Schl. V. 191 — 192. — [190]) D. F. Strauſs, Kleine Schriften, Lpz. 1862. S. 127.

und schönste, was andere Völker und Sprachen hervorgebracht, gleichsam in treuen Abgüssen zu gemeinschaftlichem Kultus aufgestellt wäre, das war die Idee, welche Schlegel als Übersetzer beseelte.» Auch M. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare 1872. S. 231 ff. fürt treffend aus, wie Schlegels Sprachbildung in den Übersetzungen gipfle. Hardenberg endlich, mit rhythmischer Keuschheit an den einfacheren Massen festhaltend, zeigte sich grade in dieser Beschränkung als Meister.

¶ 48. Aber was ist es grosses, nur den Klang und Rhythmus des Gedichtes zur Musik gewandelt zu haben, so lange noch Begriffe, Vorstellungen und Gedanken gleich ungeschmolzenen Eisbergen dem musikalischen Auflösungsprozess sich widersetzen! Erst dann kann das Ziel der romantischen Stilmusik, die innerste Wesensgemeinschaft der Ton- und der Dichtkunst völlig erreicht sein, wenn auch der Inhalt selbst in das undefinirbare Fluidum allgemeiner Gefülsmystik verduftet und die Musik des Wortes zur Musik des Gedankens geworden ist. Sollte es nicht möglich sein, eine Poesie zu schaffen, in welcher die Form nicht nur «einen vom Inhalt unabhängigen Wert hat» [191]), sondern welche vielmehr, unbeschwert von jedem fassbaren Gegenstand und Gedanken, lediglich in der Form selbst ihre Befriedigung fände? Diese Frage wurde von den Genossen des Bundes, den einzigen W. Schlegel widerum ausgenommen [192]), lebhaft erörtert und wenigstens von ihrem Wünschen und Wollen entschieden bejaht.

«Wie? Es wäre nicht erlaubt und möglich, fragt die erste Violine in Tiecks Verkehrter Welt [193]), in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu

---

[191]) W. Schl. XII. 206, in der oft citirten Rezension des Dichtergartens. — [192]) Sein abweisendes Urteil s. o. ¶ 29. — [193]) T. V. 286.

mufiziren? O wie fchlecht wäre es dann mit uns Künftlern beftellt! wie arme Sprache! wie ärmere Mufik!» «Warum foll eben, fürt Ludoviko im Sternbald[194]) diefe Frage weiter, warum foll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?» «Ift es nun nicht gleichgültig, fügen die Phantafieen[195]) endlich hinzu, ob er (der Menfch) in Inftrumentstönen oder in fogenannten Gedanken denkt?» Gewiss, fo lautet die berühmte Antwort in der letzten Schrift[196]):

Liebe denkt in füfsen Tönen,
Denn Gedanken ftehn zu fern,
Nur in Tönen mag fie gern
Alles was fie will verfchönen.

— — — — — — — — — —

Bleibe Dir nur felbft gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirft Du fchönre Lande fehn:
Sprache hat Dich nur belogen,
Der Gedanke Dich betrogen,
Bleibe hier am Ufer ftehn.

«Man könnte fich, heifst es im Sternbald weiter[197]), ein ganzes Gefprächsftück von mancherlei Tönen ausfinnen» und Floreftan hatte felbft «einmal Luft, aus Lämmern, einigen Vögeln und andern Thieren eine Komödie zu formiren, aus Blumen ein Liebesftück und aus den Tönen der Inftrumente ein Trauer- oder .. wie ich es lieber nennen möchte, ein Geifterfpiel». Die Freunde nehmen das Thema mit Begeifterung auf. «Es laffen fich, meint ein Hardenbergfches Fragment[198]), Erzälungen one Zufammenhang, jedoch mit Affociation wie Träume denken, Gedichte, die blofs wolklingend und voll fchöner Worte find, aber auch one allen Sinn und

---

[194]) T. XVI. 333. — [195]) Ph. 247. — [196]) Ebd. 246 u. 248. — [197]) T. XVI. 243, 244. — [198]) N. II. 170.

Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese ware (!) Poesie kann höchstens einen allgemeinen Sinn im grossen und eine indirekte Wirkung wie die Musik haben.» Und Heinrich von Osterdingen erklärt[199]: «Sonst tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Musik». Fr. Schlegel endlich wagt es gar, Goethe als Autorität für diese Poesie one Stoff in Anspruch zu nehmen[200]), indem er von demselben behauptet, er gefiele sich «zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hier und da so dünne und gleichgültig wird, als ginge er ernstlich damit um, wie es ein leeres Denken one Inhalt giebt, ebenso auch ganz reine Gedichte one allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam müsig; sie sind ein reines Product des Darstellungstriebes allein».

In allen diesen Sätzen offenbart sich mit vollster Selbstverleugnung jener romantische Charakterzug, welcher überall, als gälte es, sich selbst der eigenen Grundirrtümer zu überfüren, auf die letzten Konsequenzen lossteuert. Kein Wunder also, wenn der Spott der Gegner diese «gedankenlose» Poesie der Romantik sich mit Vorliebe zur Zielscheibe erkor. Denn das winzige Warheitskörnlein, welches man den obigen Behauptungen allenfalls zugestehen kann, nämlich dass alle Poesie und die lyrische vorweg das rein Begriffliche in die höhere Sphäre empfundener Anschauung aufzulösen hat, war in einem Haufen Spreu begraben. Man wollte mit aller Gewalt das Lichtenbergsche Messer one Scheide, an dem die Klinge fehlt, finden, man wollte den leidigen Zopf, dass die Dichtung auf die Mittel der Sprache und des Gedankens angewiesen sei, unter allen Umständen los sein,

---

[199]) N. I. 6. — [200]) Fr. Schl. V. 63, Über das Studium d. griech. Poesie.

man wollte eine Poesie der reinen Form schaffen, und was man schuf, wurde naturgemäss eine klingende Schelle, ein Scheinleib one Seele. Viele der Tieckschen Gedichte, namentlich in der zweiten Hälfte des Sternbald, fallen diesem innern lebenzerstörenden Widerspruch zum Opfer.

Wir stehen auf dem höchsten Gipfel romantischer Stilmystik; dort wo die Sprache den Gedanken nicht nur zu umschleiern, sondern völlig zu verleugnen berufen ist. Der Idealismus hat seine reifsten Früchte getragen. Ein weiteres ist nicht möglich, eine Umkehr auf allen Punkten und somit auch in der Sprachbehandlung unausbleiblich. Dass die Romantik dieselbe durch ihre Irrwege veranlasst, durch manchen in das neue Land hinüber weisenden Fingerzeig vorbereitet hat, das sei die dankbare Anerkennung, mit der wir hier von ihr Abschied nehmen.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.




Digitized by Google

